

Für meine Liebste
Sabine
und die Kinder
Sebastian, Florian, Felix
sowie Johannes



Klaus Dieter Bädicker

geb. am 24. Februar 1945
in Berlin Prenzlauer Berg,
Greifenhagener Straße 9,
Hinterhof, 4 Treppen.
1959-63 Heinrich-Schlie-
mann-Oberschule, Abitur.
1963 Lehre auf dem Bau
1964 bis 1971 Studium der
Baustoffkunde in Weimar,
hier erster Sohn und Diplom.
1971 Erste eigene Wohnung
im Prenzlauer Berg in der
Greifenhagener Straße mit
natürlich einem AWC.
1973 Erstes selbstgebautes
Bad in Mitte, Arkonaplatz.
Hier drei Wohnungsrekon-
struktionen, eine Scheidung,
die neue Liebe sowie drei
Umzüge erlebt und auch drei
weitere Söhne gezeugt.
Von 1971-1982 in der Bau-
akademie / DDR forschend.
Seit 1984 bei der Kommu-
nalen Wohnungsverwaltung
Mitte im Informationsbüro
für Modernisierung tätig, seit
1990 bei der Wohnungsbau-
gesellschaft in Berlin Mitte.

Alle Fotos, Texte und Gestaltung:
Klaus Bädicker

Den fürsorglichen Druck und die
Bindung dieses Büchleins besorgte
die Altmann Druck GmbH aus
Berlin-Köpenick.
Den Ausschnitt aus dem Haupt-
stadtplan stellte mir freundlicher-
weise Herr Adler von Adler &
Schmidt Kommunikations-Design
aus Berlin zur Verfügung.
Beiden sei dafür ganz herzlich
gedankt.

Zepernick bei Berlin
im Dezember 2001



„Plötzlich war das Scheunenviertel schon immer und überall“
umreißt der Publizist André Meyer das gegenwärtige
Phänomen einer Ortsfeststellung in wabernden Grenzen.
Bereits 1992 nannte Ulrike Steglich ihr Buch über diese
Gegend sehr zutreffend „Das falsche Scheunenviertel“.
Bis zum Oktober 1989 gehörte die Spandauer Vorstadt und
ganz besonders das Scheunenviertel deren Bewohnern,
einem ausgewählten Kreis von Historikern und der Litera-
tur der Vergangenheit. Hier galten Zilles Worte „jemanden
mit der Wohnung wie mit einer Axt zu erschlagen“ über
Jahrhunderte bis in die DDR hinein. Die Zuweisung einer
Wohnung in der Mulackstraße kam in dieser DDR-Zeit ein-
em sozialen Endpunkt nahe, selbst wenn hier viele Men-
schen unendlich gerne wohnten, trotz Außenklo und un-
dichtem Dach. Aussicht auf Änderung: fast Null.
Was also zeichnet diese Altstadt heute so aus , daß sie sich
mittlerweile zur Visitenkartenadresse etablierte?
Markant sind vor allem das über 300 Jahre fast vollständig
erhalten gebliebene Straßenraster, teils ebenso alte Be-
bauungen und Pflaster, deren Baustilvielfalt, schöne De-
tails und die Berliner (Sachsen). Diese Altstadt hat über ein-
en langen Zeitraum willkürliche und unbehutsame Ein-
griffe schlecht und recht verkräften können, dennoch er-
dulden müssen: Die Plattenbauten nach 1984 waren zu-

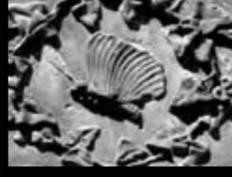
nächst nur ein Schlußakkord in der Reihe brachialer Stadt-
reparaturen. Letztlich war sowieso ein flächendeckender
Abriß geplant. Und wie ging’s weiter nach der Wende?
Zunächst gab es erst einmal eine Bürgerinitiative mit Ver-
einsstatut und Mitsprache im Bezirk. Daraus resultierte
1992 das Denkmalschutzgebiet „Spandauer Vorstadt“ und
vor allem ein festgeschriebenes Sanierungsgebiet.
Alle leerstehenden Häuser waren sofort besetzt. Der „Ei-
mer“, das „Tacheles“ und „Hackbarth“ brummt voll neuem
Lebensgefühl. Das bunte, flippige, das spekulierende, das
tiffige und künstlerische Leben war eingereist, visafrei.
Die Mär vom alles umfassenden „Scheunenviertel“ wurde
geboren, vielfach multipliziert und beliebig auf den Ort
aufgesetzt. Eine riesige Kunst- und Kneipenwelle, ausstrah-
lend vom „Tacheles“, schwappte in vielerlei Plagiaten über
das Viertel bis hin zu seinem kommerziellen Angelpunkt,
den „Hackeschen Höfen“. Galerien, Kneipen, Szene- und
Stadtteolführungen jedweder Art folgten eilenden Fußes.
Rückübertragungen, Rückübertragungsanspruchsverkäuf-
e, Investitionsdruck, Glattsanierungen und zu hastig ent-
worfene Neubauten schufen schnell zusätzlichen Lebens-
und Repräsentationsraum für über 40 Prozent Neuzuzügler.
Es gibt also genügend neuralgische Punkte, eine Art Fieber-
kurve dieser Gegend aufzuzeichnen.

Klaus Bädicker



Vorstadtsalat

Eine Bild-Text-Collage über die Spandauer und Rosenthaler Vorstadt
in Berlins Mitte im letzten DDR-Jahrzehnt



Klaus Bädicker

Vorstadtsalat



Eine
Bild-Text-Collage
über die
Spandauer
und ein wenig die
Rosenthaler Vorstadt
in Berlins Mitte
im letzten DDR-Jahrzehnt





Joachim/Auguststraße, Café „Hackbarth“



Oranienburger Straße 46/47, Berlin Bar



Rosenthaler Straße 68, „Eimer“



Große Hamburger/Krausnickstraße und Sophienstraße mit Kirche



Linienstraße/Kleine Hamburger Straße, „Hausgeist“



Anklamer/Fehrbelliner Straße



Brunnenstraße

Vogelperspektiven



Oranienburger Straße

Auf meinem Schreibtisch liegt ein alter Rechnungsblock, Hosentaschenformat. Gaststätte G. Fiedler, steht darauf. Preisstufe II. 1040 Berlin, Elisabethkirchstraße 11. Elisabethkirchstraße 11, das ist schräg gegenüber. Die Gaststätte Fiedler gibt es dort nicht mehr. Dafür ein Schild an sanierter Fassade, auf dem Eigentumswohnungen angeboten werden. Die früheren Mieter haben, nach langen Kämpfen mit dem Eigentümer, resigniert. Sind irgendwann ausgezogen. Der Eigentümer wollte sie nicht haben. Nur ihre Wohnungen.

1040 Berlin. NO 40. So hieß das damals, und so hieß es lange. Nicht nur in der Postsprache. NO 40, das war der Berliner Nordosten, die Rosenthaler und Spandauer Vorstadt. NO, das hieß schon immer: Mietskasernen, Außenklos, Kohlengrus vor den Türen. Verwinkelte, manchmal verblüffende Grundrisse. Hier und da Remisen in den Höfen. Mehr Parkplätze als Autos. Grau in vielen Nuancen, rauhe, bröcklige Fassaden. Arme-Leute-Gegend. Irgendwann außerdem auch ein Paradox: Mitte in Randlage. Grenz Nähe. Der Ausnahmezustand gerann zum Alltag. Es war still und unspektakulär hier. Wohngegend. Es war nicht nett und nicht gemütlich. Es war, was es war.

Irgendwann 1991, 1992 wurde es anders. Plötzlich versuchten Reisebusse die engen Gassen der Spandauer Vorstadt zu passieren. Leute flanieren sonntags durch die Straßen, faszinierten Blickes. Sie schauten unaufgefordert in Wohnungen, die abzuschließen ihre Bewohner damals noch nicht für nötig hielten. Sie fragten, ob es hier wirklich Kinder gebe. Sie hielten die Einschußlöcher in den Fassaden für Imitationen, Teil einer Filmkulisse, und die neu eingezogene Kneipe für die „berühmte alte Mulackritze“. Auf der Rosenthaler Straße fragte mich einmal ein Pärchen, wo es denn zum Scheunenviertel ginge. Ich schickte sie in die Straßenzüge neben der Volksbühne. Sie mögen dann vielleicht enttäuscht gewesen sein angesichts der Plattenbauten, die fleißige Jenaer, Geraer oder sonstige Bauarbeiter dort in den 80ern errichtet hatten. Aber es war die Wahrheit.

Die Leute, die in das rüdicke Viertel kamen und

schauten, gruselten sich gern ein bißchen und lasen dann ebenso gern in den Feuilletons die massenhaft und eilends kreierte Mythen der Spandauer Vorstadt. Und irgendwann hielten sie die Mythen für Geschichte.

Aber die eigentlichen und wahren Geschichten, die waren ganz woanders. Die Spandauer und die Rosenthaler Vorstadt waren kein offenes Buch. Man mußte sich schon auf die Suche begeben. Wer zu den Alten ging, zu den Unspektakulären, den stillen oder munteren, zu Walter Graetz, Ilka Stache, Marianne Schöfisch, Schwester Gunthilde und vielen anderen, der mußte Zeit und Geduld und gute Ohren mitbringen. Und hinterher mit den Widersprüchen leben. So ist das mit den Geschichten und der Geschichte. Aber die Alten waren gerade nicht hip.

Irgendwann waren sie dann alle da. Die Flaneure, die Feuilletonisten, die Hausbesetzer, die Kamerateams, die Off-Kultur, die Galeristen, die Gastronomen, die Immobilienmakler, die Spekulanten, die Touristenbusse, die Viertel-, Halb- und Voll-Promis. Und mancher der Pioniere wollte sich später nicht mal mehr daran erinnern, Eingeborene gesehen zu haben. Es wurde ein bißchen eng. Da müssen andere Platz machen. Zuerst gingen die Alten.

Inzwischen wurde die Fassade der Hackeschen Höfe auf Hochglanzpapier gedruckt. Aus Bäckereien, Lebensmittel-, Hut-, Gemüse-, Möbel-, Blumen-, Kurzwaren-, Haushalts-, Handwerker- und sonstigen Läden wurden Restaurants, Clubs und Schuhläden. Plötzlich gab es mehr Kneipenplätze als Bewohner, mehr Autos als Parkplätze, und die Bewohner bekamen zu spüren, daß man Schuhe nicht essen kann. Auch nicht, wenn es sich um teure Designerschuhe handelt. Aber da war aus ihren Wohnungen längst eine lukrative Ware geworden und aus ihnen selbst ein nerviger Störfaktor im launigen Erlebnis- und Spaßbetrieb. Da schrieben die Feuilletons gerade von der historischen Berliner Mischung aus Wohnen, Arbeiten und Kultur.

„Das Scheunenviertel reicht ja jetzt schon bis an den Lustgarten“, lästerte Ilka einmal, mitten in den 90ern. Ilka Stache, ein Kind der Spandauer Vorstadt, hier geboren 1920, der Großvater ein

Handwerker in der Krausnick, sie selbst getauft und eingesegnet in Sophien, wohnte in der Linien- und Oranienburger. Gesegnet gleichermaßen mit weltläufiger Eleganz und mit einer sagenhaften Kodderschнауze. Den Kopf geschüttelt hat sie, als einer ihrer Bekannten ohne Not sage und schreibe 2500 Mark Miete für eine 50 m²-Wohnung in der Max-Beer-Straße zahlte. In der tristen Arme-Leute-Gegend. „Da war es scheußlich und ist es immer noch“: Ilka, kategorisch wie pragmatisch. Sie fand es saukomisch, dass ausgerechnet dieses, ihr Proletenviertel NO zur Schicki-Micki-Meile avancierte. Teuer sind bloß die Mythen. Und Ilka ist am 13.8.2001 gestorben.

Inzwischen quietschen die Fassaden an den Häusern in Schweinchenrosa, Zitronengelb und Reinweiß. Manchmal tut das den Augen weh und man vermisst die feinen Nuancen des Graus. Es ist, als würde die Oma für die nächste Party geschminkt. Schon ziehen die ersten Goldgräber wieder weg, enttäuscht vom Mythos ohne Gestalt. Es ist nicht mehr, was es ist. Für etwas anderes fehlt die Seele. Seelen kann man nicht einfach ersetzen. Man kann sie auch nicht kaufen oder neu vermieten. Das ist das Problem. Nicht nur der Immobilienmakler.

Klaus Bädicker hat dieses Viertel fotografiert, über lange Jahre, mit stoischer Geduld, leidenschaftlicher Liebe und kritischem Herzen. Kaputt, aber in Ordnung, so die paradoxe bündige Erklärung von Klaus zum Damals. Damals fanden wir alle das „Kaputtgehenlassen“ nicht in Ordnung. Später haben wir gemerkt, daß mit der „Reparatur des Kaputten“ ganz andere Dinge nicht in Ordnung gingen. Denn was sollen schon die schönst sanierten Häuser, wenn die, die in ihnen wohnten, nicht mehr da sind.

Das Gedächtnis ist eine trügerische Sache. Es blendet vieles aus. Klaus Bädickers Fotos sind ein gutes Mittel gegen Vergessen, vor allem eines nicht: sentimental. Sentimental ist der, der von der Wirklichkeit nichts wissen will. Und so gerät die hochgetunte Spandauer Vorstadt zu eben dem: Zu etwas Sentimentalem. Wer wissen will, wie es wirklich war, sollte die Fotos von Klaus Bädicker sehr genau anschauen.

Ulrike Steglich

Geschichte auf und zum Raten

Berlins Geschichte ist so kurz wie der Stummelchwanz eines kupierten Hundes. Und wie oft wurde Berlins Baugeschichte gekürzt, wurden die architektonisch vorhandenen Fassungen überarbeitet. Anderswo schnitt und schneidet man nicht so tief in den vorhandenen Stein. Wir hier sind ordentlich stolz, wenn wir Baudenkmale festschreiben können, die ihre zweihundert Jahre auf dem Buckel haben. Bei dreihundert oder mehr Jahren verfallen wir bereits in ehrfürchtiges Erstaunen und wollen es schon wieder zu seinem Schutze überbauen und das Original ins Depot schaffen.

Eine besondere Berliner Eigenheit ist der totale Abriß. Die eigens dafür geschaffene Birne muß also eine Berliner Erfindung sein! Zielgenau wird ständig in irgendwelchen Bebauungsplänen herumradiert, darin begradigt oder dem gerade gültigen Zeitgeist angepaßt. Später sind wir wieder die Meister im Er-

setzen – sehr zum eigenen Entsetzen. Hier und da Verbliebenes unserer Vorväter, die im Vermeinen zu erneuern, so manches glücklicherweise übersahen oder schlicht vergaßen, das sollten wir endgültig für unsere Kinder bewahren. Wir können uns so bewahren. Eifern wir ihnen also im Vergessen nach. Mehr Stil haben durch Stile bewahren.



o.: Rosa-Luxemburg-Straße 39-41
i.: Baugrube am Hackeschen Markt
u.: Fehrbelliner Straße 27



Vorstadtsalat- dressing

Die eine ist längst in aller Länder Vokabeln übersetzt oder füllt unendliche Seiten eiligst neu aufgelegter „Baedeker“, Polyglott und und und.

Sie, die „Spandauerin“, ist der verkörperte Inbegriff der aufgebuddelten Hügelschichten des trojanischen Berlins und immer eine Pilgerreise wert.

Die andere, die „Rosenthalerin“, bettet sich derweil noch im Verborgenen, sinnbildlich auf einem steinigen Rosenbett bei schleichender Mörtelauszehrung. Nur hier und da setzte man bisher in und an ihr zaghaft den Spaten oder das Skalpell an.

Immer wieder erklären die Historiker im nahen und weitesten Umland Berlins, daß sie für die jüngste Gegenwartsgeschichte ihrer Städte bisher noch keine Zeit hatten. Was sind anderenortes schon dreihundertfünfundfünzig Jahre. Hier in Berlin aber muß der Forscher so alter Geschichtsspuren schon mit Mut und in Ehrfurcht danach graben. Berlin hatte sich großgehungert und ist ins Kraut geschossen, so hieß und ist es. Dabei ging einiges verloren.

Als Berlin noch sein erstes Festungsbauwerk besaß, das Memhardt'sche, auf dessen Festungsgräben sich heute die S-Bahn bewegt, da wohnten nach dem 30jährigen Kriege gerade so viele Menschen in Berlin wie heute auf der Fischerinsel und im Nikolaiviertel untergebracht sind, heute natürlich in Neubauten, statt in hier verbliebenen Altbauten.

Mit dem Abriß des Fischerkiezes setzte in der DDR die erste und markanterweise eine immer wiederkehrend flächendeckende Geschichtsbewältigung ein. Die vorhandene, wenn auch stark kriegsbeschädigte und hygienisch nicht mehr akzeptable Altstadt, wurde einfach pulverisiert.

Dann starb der alte Alex und seine nähere Umgebung. Nur die ausgehenden Finanzen verhinderten weiterführende Angriffe in westlicher Richtung auf die beiden Vorstädte zu, zuallererst gezielt auf das Scheunenviertel. Die beiden Vorstädte gerieten alsbald und für lange Zeit samt ihrer Namen in Vergessenheit. Nach 1870 wurde eine weitere Mauer in



Veteranenstraße 20



Neue Schönhauser Straße 15



Rosenthaler Straße 37



u.:Auguststraße 10, "KULE" o.:Rosenthaler Straße 66



Liniestraße 62 vor DDR-Reko 1985

Berlin in der Torstraße überflüssig, die die Rosenthaler Vorstadt vom übrigen Berlin bis dato trennte. Dabei gingen die Stadttore gleich mit zu Bruch, fast restlos. Nur bescheidene Reste des Oranienburger Tores befinden sich heute fast vergessen auf dem Borsigschen Gut bei Nauen. In Berlin ersetzt ein schütteres plakatives Wandbild dessen einstiges Vorhandensein. Mit der Gründerzeit und dann nach der Jahrhundertwende bis in die zwanziger und dreißiger Jahre explodierte Berlin endgültig, wurden ganze Randgemeinden verstädtert, Wege zu Alleen begradigt und nebenbei ordentlich abgerissen oder verschönt, jeweils nach Zeitgeschmack und vor allem in viel Stück. Lediglich die Straßenführung blieb in den beiden Vorstädten weitgehend erhalten, inbegriffen so manche Straßen, die heute immer noch Gasse genannt werden, höre Kalkscheunen- oder Schendelgasse. Sie haben sich nie zur Straße hochdienen können, und das bei den selbstbewußten Berlinern. Einige wenige Bauten aus der Zeit der Anlage des Hackeschen Marktes sind, soweit die Kriege oder der Sozialismus sie verschonte, noch zu finden. Sie

sind heute der erklärte Stolz alter und neuzuzüglicher Vorstädter, gewissermaßen die wirklichen und wahren Faustpfande einer langen Berliner Baugeschichte. 1989 kippte wieder eine Mauer in Berlin. Die Spandauer und Rosenthaler Vorstadt erfuhren nun ihre Namenswiederbelebung. Als einer der ersten Väter der Neuen Spandauer Vorstadt trug sich ein Mensch namens „Motte“ ein: Bewohner der Mulackstraße 25, Scheunenviertel, ab dann ständig auf der Suche nach seinem Franz Biberkopf sowie rettbarer Substanz. Dem Namen nach so gefräßig wie eine Motte am Geschichtsteppich in seiner Gegend. Die alten Häuser in seiner Nachbarschaft, staatsoffiziell verächtlich machend allesamt als „Mulakei“ überschrieben, sollten beinahe komplett geschliffen werden. Das störte ihn heftig. Ein zukünftig hart umstrittenes DDR-Planwerk, inklusive einullender Parolen, gab es ja seit Anfang Oktober in einer Ausstellung zu sehen, städtebaulich-ostberlinisch abgeseget. Darin bestand die Absicht, die Zukunft dieses Viertels (für das leider leider das Wohnungsbauprogramm bis 1990 nicht so richtig erfüllbar war, was so ganz nebenbei im Widerspruch

zu anderslautenden Zeitungsmeldungen stand), tröstend zu erläutern. Der die Erfüllung der Wohnungsfrage in der DDR vermeldende XXII. Parteitag nahte bedrohlich.

Der Abriß von siebenhundert Wohnungen (Krieg den Hütten) und die Neuerrichtung von 1200 Neubauwohnungen, Typ Platte (Friede den Hütten), sieben(!)geschossig und ohne Aufzug, bildete die Grundlage dieser Planung.

Derjenige von hier, der sein Außenklo nicht mehr so richtig leiden konnte, empfand diesen Schritt als den größten baulichen Wertzuwachs von Null auf Eins. Endlich ein Bad und möglicherweise einen Balkon. Mit dem Blick aus dem Beton auf den Beton wollte man sich schon arrangieren. Gegensätze brachen auf. Erste Aktivisten der Neuzeit verhinderten erst einmal die inzwischen geplanten Sprengversuche. Doch bereits ein Jahr zuvor waren an der Ecke Stein-/Alte Schönhauser Straße Altbauten einem Heizhausneubau gewichen. Dessen unvollendete Fundamente blieben sogar bis 1998 in der Erde.

Gebaut wurde hier nicht ein einziger Plattenbau mehr, auch wenn es die Geraer Bauleute bis ins Frühjahr 1990 und darüber hinaus darauf hofften.

In dieser Zeit nach dem Oktober 89 setzten immense Geschichtsrercherchen ein natürlich über die Spandauer Vorstadt, denn da wohnte unsereins oder wollte es mindestens bald tun. Alle guten Kreuzberger Ratschläge und Modelle standen ab sofort bereit. Helfer, Wissner, Besserwissner, vor allem Spekulanten und auch Vorstadtberichterstatter kamen und gingen, die Klinker blieb warm. Juristisch faßbare Initiativen, Vereine, Genossenschaften, Runde Tische und Einwohnerversammlungen ob des Für und Wider bildeten sich. Die Bürgerinitiative „Spandauer Vorstadt“ beriet über Statut, Logo, Mitgliedsbeiträge und wer überhaupt mitmachte. Gute Leute wie Uschka gingen alsbald in die Bezirksverordnetenversammlung, nur Motte war später spurlos verschwunden. Seit 1992 stand die Spandauer Vorstadt unter Denkmalschutz, wenn auch manchmal ausgrenzend nur auf der einen Straßenseite. Und so trug man die Kunde von der alten Spandauer Vorstadt mit dem Tacheles und dem Gegenpol „Hackesche Höfe“ in die Welt. Der Rosenthaler Vorstadt ist diese Aufmerksamkeit in solcher Größenordnung bis heute versagt geblieben.



Auguststraße 62, Hof



Joachimstraße 5



o.: Max-Beer-Straße/Schendelgasse

u.: Max-Beer-Straße 33



Zionskirchstraße 7



Hof Wolliner / Swinemünder Straße



Max-Beer-Straße 2-4



Wo der Mensch geht, da kommt die Natur, könnte einem beim Betrachten dieses Einganges so einfallen. Das ist jedoch nur ein vorübergehendes, natürliches Phänomen. In Zeiten ungeduldigen Scharrens nach dem Eigentum, denn nichts ist wichtiger als persönlicher Grundbesitz auf Mutter Erdens Kruste, da entleert sich ein Haus schnell, wenn auch nur übergangsweise. Die bisherigen Bewohner, die -allerdings immer weniger werdend - noch ausharren, verzichten hier auf eine geordnete Stadtlebensform. Sie schlagen sich halt durch im Bangen und Hoffen auf das, was auf sie zukommen wird. Dieses menschliche Verharren nimmt nun die Natur zum Anlaß, sich wieder unbemerkt auszubreiten, sie greift auf ihren ursprünglichen Lebensraum zurück. Und so schlagen sich die Nachbewohner auch noch durch schnellwüchsige Essigbäume. Hier und vieler-

ortens, besonders für den nahen Alex, erstellt man bereits Pläne mit sehr, sehr hohen Häusern. Und mit viel Park? Ach, besser Parkplatz. Wissen sie denn nicht, daß Berlin eine phantastisch grüne Umgebung hat? Schließlich erklärt man das Scheunenviertel zur gehobenen Adresse, läßt es ordentlich in seinen Grenzen ausufern und fertigt goldgeränderte Visitenkarten. Die neue Anschrift heißt nun mit unverzichtbarer Unterzeile in Frakturschrift: *Scheunenviertel*. Der letzte Immerhierwohner hat es wahrscheinlich längst verlassen. Es ist ihm eventuell zu glatt saniert, vielleicht auch künftig nicht mehr bezahlbar. Und außerdem sind die Plattenbauten am Stadtrand möglicherweise doch nicht so schlecht?! Der neue Mensch mit dem hellblauen Hemd und goldfarbenen Schlips möbliert inzwischen schon. Der Neuscheunenviertelbewohner.

Großstadt- dschungel

Max-Beer-Straße 29

Max-Beer-Straße 29





Schendelgasse/Almstadtstraße

u.: Schendelgasse

Wer oder was auf die Welt kommt, erhält einen zeitgemäßen originellen Namen. Ein Kind heißt derzeit nicht unbedingt Klaus-Dieter, eher Otto oder so. Einer Galerie geht es anders. Da sind dann schon mehr Varianten machbar, weil weniger behördliche Eingriffe gemäß zulässigem Register im Wege stehen. Die Galerie in der Essigfabrik in der Almstadtstraße hätte nostalgisch durchaus „Emm Oh Strich“, vielleicht auch „Kühne Kunst“ heißen können, der Lage wegen. Weit gefehlt – natürlich „Weißer Elefant“ heißt sie. Das hinzukommende Schild zeigt tatsächlich einen weißen Elefanten. Ist das etwas ganz Besonderes? Ich will es hinaustrompeten, zumindest 100 m weit. Ein gewöhnlicher Mampe-Elefant von der billigen Porzellansorte, ein stinknormales Werbegeschenk einer klebstoffartige Likörsorten herstellenden Fabrik ist der Pseudovater und Namensgeber der Galerie. Zwei Elefanten von stattlichen 20 cm Höhe mit leichten Glasurschäden zierten die Fenster der Eckkneipe an der Schendelgasse/(Grenadierstraße), etwa diese 100 m entfernt. Als sie ins Fenster kamen, gab es möglicherweise dort noch die Berlinsche Eckkneipenregel: Vier Ecken und fünf Kneipen. Geheißen hat die Kneipe offiziell nie „Weißer Elefant“, wohl aber im Volksmund. Dieses schöne, leider lange verschlissene Eckwohnhaus aus dem vorigen Jahrhundert ertrug die Kneipe bis kurz nach der Wende und bei etwa zeitgleicher Etablierung der Galerie. Es ist bis 1999 weitestgehend leer, wird von einem einzelnen Menschen gegen alle Besetzungen verteidigt und hier und da von Vandalen demoliert. Seit 1990 ist ein Hinweis auf die Gewerbevergabe durch den Magistrat, Reg.Nr. sowieso, in roter Farbe auf Ölfarbreste gekrakelt, der wilde Besetzungen verhindern sollte. Eine Restinschrift, kaum mehr lesbar, verweist



o.:Max-Beer-Straße 7 u.: Almstadtstraße/Schendelgasse



Liniestraße

andererseits auf eine klitzekleine Markthalle. Die ist schon viel früher gestorben. Beide Elefanten sind, so scheint es, ohne Angabe einer Anschrift ausgereist oder endgültig zerbrösel. Ihr Nachruf bleibt an der Essigfabrik veröffentlicht. Dieses Quartier hat baulich Schlimmes erlebt. Wenige Schritte entfernt verbirgt sich ein Betonwürfel hinter schnell wuchern-dem Architektentrost. Ein Heizhaus, mitten in einer Wohnzeile. Dafür sprengte man 1995 ein ganzes Wohnhaus aus dem 19.Jh. Ein damit verbundenes Planspiel hieß:...bleibt alles stehen – Seitenflügel bleiben – rechter Seitenflügel bleibt stehen – Vorderhaus bleibt... und ist zur Sprengung freigegeben. Die konservativste Preußische Bauordnung, die so manches bauliche Unheil zuließ, hätte jedes noch so schöne Industriegebäude sicher auf den Hof verbannt. Die DDR-Planung zog es trotzig zwei Meter aus der Straßenflucht zur Hofseite hin. Das war's. Drei weitere Altbauten mußten auch noch peu á

peu weichen. Zwischenzeitlich hatte der Bezirk Gera begonnen, Plattenbauten je nach Vorratslage plattenstilvariiierend zu errichten. Ein besonderer Genuß ist die Windböen liebende zugige Eckanbindung an die „Fliegerbombe“ (jetzt „Pantagruel“). Herausgekommen ist eine Quartierlösung der städtebaulich besonders einfallslosen Art. Im „Weißen Elefanten“ tranken die Geraer Bauleute ihr Bier, manchmal bis nach dem Abwinken. Dieser und jener wurde mit der FDJ-Initiative „Berlin“ auch gleich besserwohnversorgt und blieb ganz. Ein babylonisches Sprachgewirr in sächsischer Mundart schwirrte durch die Kneipe, das Bier kostete ja nur 51 Pfg. An der Ecke Schendelgasse hing über hundert Jahre ein blauweißes Straßenschild, der Schriftart nach ins 19.Jahrhundert datierbar, wohlgemerkt ein Original. Das Grenadierstraßenschild um die Ecke war lange schon weg, das andere nun auch. Wo, bitte, kann ich das Schilder-Museum besuchen?

Nippes mit Galerieniveau

Die Kneipe „Weißer Elefant“
Almstadtstraße/Schendelgasse

Schendelgasse/Almstadtstraße





Almstadtstraße 9, Essigfabrik



Almstadtstraße 45



Geschichte, frisch gestrichen

Die Almstadtstraße 18



Unerklärliche Gründe haben dem Scheunenviertel die Chance eingeräumt, auch nach dessen „Judenfreimachung“ durch die Nazis (eindeutiger verabscheuungswürdige Ermordung zu nennen) und weit über 1945 hinaus, einen einzigen Hinweis auf seine hier hauptansässige Bevölkerung zu bewahren. Den Nazis war eine Inschrift, bescheidenerweise nur auf koschere Speiseverhältnisse verweisend, nicht ins Auge gefallen. Sie verblieb am Haus Almstadtstraße 18, gültig für die Ewigkeit und preiswert in Teerfarbe, einem Naturprodukt und somit sich selbst regenerierend, gefertigt.

Die Vorstellungskraft des Scheunenviertelbesuchers mußte sich nun mit dieser winzigen Inschrift ein Bild lebendigen Lebens, eines jüdischen Lebens mit Kaftan, Stirnlocken, Hut und ungezählten ehemals existierenden hebräischen Geschäfts- oder Gewerbehinweisen im Kopf erschaffen. Ich habe es oft versucht und nie erreicht, immer wieder bei Eike Geisel in „Das Scheunenviertel“ nachgeschlagen und es mir dennoch nicht vorstellen können. An-

deren mag es ähnlich gegangen sein. Aber die Inschrift war da, auch noch in der real existierenden DDR, unkommentiert und ungewürdigt, eben nur vergessen. Nachteiligerweise auch noch in Hebräisch geschrieben, der Schrift der Juden des Staates Israels. Das war nicht jedermanns Sache und noch weniger ein bewußt zu würdigendes Geschichtsrelikt in der politischen Lesart der DDR: DDR und Israel, das ging niemals.

Der Schriftsteller Heinz Knobloch fragte beispielsweise nach der Zurückhaltung bei der Erklärung zum Namensgeber der Altmstadtstraße: Jude oder Antifaschist, oder beides? Eine personelle Würdigung im und darüber hinaus dem ganzen Scheunenviertel selbst, ging das nicht?

1984 rückten proletarische Heerscharen baubeflissener Fachmänner aus dem kleinen Bezirk Gera parteiauftragsgerecht ins Scheunenviertel ein. Sie brachten Betonplatten und Kräne mit, rechneten stolze Jahresergebnisse hoch, sanierten nebenbei die Altbauten und hielten ideologisch die Reihen fest geschlossen.

Eines Tages näherten sie sich auch der Nummer 18. Und endlich folgte der krönende Abschluß, der Schlußanstrich, wie ein Schlußstrich unter dem Auftrag zu verstehen.

Als der Maler seine Quaste ansetzte, war sie schwer mit Plastefarbe getränkt. Drauf, Zeit ist Geld und nicht bemerkt, was sogleich mit überstrichen wurde. Für ihn lesbar war es nicht, verboten hatte es ihm auch keiner und schön sollte das Haus werden, cremefarben. Also, Auftrag ist Auftrag, materiell und politisch – die Erfüllung einer Hauptaufgabe stand an. Weshalb aus Unsicherheit beim Meister rückfragen, ideologische Lücken zeigen. Drauf und dran.

Mein quälerisches Nachfragen nach seinem Vorhaben ohne Bedenken wurde als eine dieser üblichen Besserwissereien eines Studierten aus dem Büro eingestuft, der eigentlich zu träge war, ordentliche Arbeit auf dem Bau zu tun.

Die Rolle muß gleichmäßig über die Fläche bewegt werden, kreuz und quer, schön gleichmäßig, vor allem zügig. Das ist Fachwissen. Fertig.

Teerfarbe ist Natur, Plaste nicht. Immer, wenn es regnet, dann warnt sie schon, scheint sich hervorzuheben, sicher langsam, aber langsam und sicher.

Eines Tages...





Kleine Rosenthaler Straße, Garnisonkirchhof



Eisenkunstguß, profan oder edel

Steinstraße 15
und Kleine Rosenthaler Straße
(Garnisonkirchhof mit Museum)



Der Eisenkunstguß hat in Berlin bis hinab in die alltäglichen Niederungen eine hohe Tradition. Wer die hohe Kunst sehen will, der muß sich möglichst bald auf den Garnisonkirchhof an der Kleinen Rosenthaler Straße begeben, denn da steht sie. Allerdings haben Wind, Wetter, falsche, sprich geringe Pflege, neben herkömmlichem Vandalismus ihn kräftig ausgemergelt. Der üblere Fall von Zerstörung ist allerdings die menschlich bedingte Korrosion. Gegenwärtig wird hier wieder viel restauriert, hoffentlich im entscheidend größeren Verhältnis zur Demolierung. Dieser Friedhof ist einfach schön und vor allem jederzeit betretbar. Die etwas bescheidenere Form des Gusses findet sich in typisierten, industriell gefertigten Bauteilen wieder. Daraus entsteht gegebenenfalls eine Treppe. Schön im Geviert, um ein Lichtauge aufwärtsstrebend, ist so eine Treppe in der Neuen Schönhauser Straße 12 zu beäugen. So mancher Kneipeneingang der Vorgründerzeit nennt ein kleines Antrittstrepchen als Stolperfalle sein eigen. Und letztlich hat der Guß seine hunderttausendfache Wiederholung in einem profanen Küchenausguß gefunden. Dessen Merkmale: schlundtief, Rostablaufspuren und abgeplatzte Emaille. Der Wasserhahn darüber tröpfelte stets und ständig. Die meisten Omas hatten so eines. Manche Becken hatten ein langes Leben und dann immer noch nicht ausgedient. Dieses in der Steinstraße genoß anfang der neunziger Jahre sein Altersdasein leicht zweckentfremdet an der frischen Luft. Praktischerweise genutzt als private Grünflächenerweiterung in der baum- und straucharmen Stadt; die Statistik verzeichnet es dankbar. Die Fassaden, denen noch nicht ganz das Fell über die Ohren gezogen worden war und sie sich so durch eine schäbige Resteleganz auszeichnen, genau jene waren die gesuchtesten für dererlei Charmevermehrung. Heute werden architekturengerecht ganze Fassaden zugewuchert. Ob das als Ausgleich für mißlungene und zu verbergende Unstimmigkeiten im Entwurf hilft, das bleibt zu hinterfragen. Dieses kleine Becken vereinte nicht mehr und nicht weniger als die Freude dieser Straße über jeden Sonnenaufgang. Derweil hat Martin nebenan sein „Odessa“ wiedereröffnet, um dort über die aus dem Antlitz seiner Hausfassade geschwundene Eisenoxidröte sinnieren zu können.

Steinstraße 15





o. und u.: Mulackstraße 17

re.: Mulackstraße 6



**„Schöner unsere Höfe,
mach mit.“**

Mulackstraße 22, Hof



Mulackstraße 22

Wie oft mag auf diesem Hof ein Pferd ausgerutscht sein? Er ist mit wunderschönen Gneisplatten gepflastert, einem typischen Berliner Gehwegstein. Ein schöner Spruch zielt seit einigen Jahren eine Gneisplatte an der Straße gleich links nebenan : „Gewinner und Verlierer...“ . Dieses holprige Hofpflaster ist eigentlich für die Ewigkeit geschaffen, falls es liegen bleibt. Der Putz an den Hofwänden war es weniger, er blättert bereits zum zweiten oder dritten Mal. Feuchte erklimmt beachtliche Höhen. Widerstandsfähig mußten auch die Bewohner dieser typischen Berliner Mietskaserne sein, sehr sogar.

Licht gab es kaum, Stallgeruch dafür umso mehr. Zur DDR-Zeit gab's dann die „Schöner unsere Höfe“-Bank spendiert. Perfekt. Eine Unidylle im Quadrat. Aber er war ein weiterer abrechenbarer Hof in der Nationale Front-Bewegung „Mach mit!“ Nach der Wende haben hier im Keller des Vorderhauses Obdachlose Theater gespielt. Sie sind bald wieder ausgezogen. Der Feuchte im Keller wegen? Inzwischen haben ihn vermehrt Reisegruppenanimatoren mit einem Mikrophon vor der Brust entdeckt: „Echtes Scheunenviertel!“ Beeilung ist allerdings angesagt. Der Glattputz naht bedrohlich.





o.:Steinstraße 21

u.:Baustelle Heizhaus Steinstraße 1-7



Beschluß...Termin: für Eröffnung Informationsbüro August 1989

Die städtebauliche Leitplanung für das Umgestaltungsgebiet Mulack-/Steinstraße im Stadtbezirk Berlin-Mitte / Aufgabenstellung für den 1. Bauabschnitt (Bestandteil der Magistratsvorlage 325/89) gilt für den Beschluß...

Zu diesem Zeitpunkt existierte das laut Beschluß zu eröffnende Info-Büro bereits im sechsten Jahr. Hier wurde notfalls um dieser Tage auch schon mal unsicher spekuliert, wie man 1990 bei der großen Abrechnung auf dem Parteitag die verbliebenen Außentoiletten in der Mulackstraße erklärt würde. Daß diese dann nicht verschwunden sein würden, das war absehbar. Und bisher nicht bekannt war, daß bereits am 1. Juli 89 ein weitreichender Beschluß feststand, der einschneidende Abriß- und Neubaupläne enthielt. Zum Ende Juli machten der Rat des Stadtbezirkes und das Büro für Städtebau beim Magistrat erste Andeutungen, erteilten den Auftrag, einen äußerst bescheidenen Teil der Informationen auf Tafeln zu veröffentlichen. Nach einigen und sehr intensiven Gesprächen entschloß man sich dann für die fast ganze Wahrheit. Immerhin wurde schon seit sechs Jahren im Info-Zentrum nach allen Modernisierungs- und Neubauvorhaben gefragt. Ein zugkräftiges Argument also. So wurde noch vor dem 40. Jahrestag der DDR die gesamte Planung im oben protokollierten Informationszentrum aufgehängt und am 3. Oktober 89 den Einwohnern öffentlich zugänglich gemacht. Eine informelle Einschränkung gab es allerdings: Die rechnerische Gegenüberstellung der Vernichtung von historischer Bausubstanz zum Neubaugewinn mußte schon selbst angestellt werden. Überhaupt fehlten jede Menge konkreter Zahlen. Die standen im Magistratsbeschluß. Und der war Dienstsache, also nicht für jedermann. Darin stand, daß man beabsichtige, auf 12 ha Gesamtfläche für ca. 2500 Einwohner 1053 Neubauwohnungen in aufzugsloser 5-7geschossiger Plattenbauweise vom Geraer Baukombinat erbauen zu lassen, etwa 210 Wohnungen, die das örtliche Bauwesen zeitgleich instand setzt. Dafür sollte nicht erhaltungswürdige städtebaulich unhygienische Substanz mit 566 von insgesamt 910 Wohnungen abgebrochen werden, 344 Wohnungen erhalten bleiben, die allerdings wiederum nach der

Modernisierung auf 240 Wohnungen schrumpfen würden; alles für 123 Millionen Mark, inklusive Freiflächen und etwas Gewerbe, alles bis zum Ende 1991. So lautete der Beschluß, nicht öffentlich verkündet und beschlossen. Alles verstanden?! Nachdenklich hätte schon machen müssen, daß ein Jahr zuvor das Wohnhaus an der Ecke Alte Schönhäuser-/Steinstraße gesprengt wurde. Tat es aber nicht. Klammheimlich war auch die Mulackstraße 37 zwischenzeitlich leergezogen worden. Dessen Sprengung war bereits beschlossene Sache, das Haus präpariert, die Dielung herausgebrochen, Sprenglöcher gebohrt. Der 3. Oktober 1989 kam.

Der Zuspruch für die Ausstellung war sofort groß. Ganz besonders sauste ein aufgebrachter junger Mann aus der Mulackstraße von Tafel zu Tafel – „Motte“, Reinhard Miottke. Dieser drohte jede Art von Widerstand an und gründete flugs eine Bürgerinitiative, stehenden Fußes und sofort. Volker, Uscha, Jan, Britta, Frank, Martin, Karin, Klaus, Johannes und und und traten bei. Die Bürgerinitiative „Span-dauer Vorstadt“ war geboren und tagte fortan inmitten der umstrittenen Tafeln. Anfang November kamen schnell die ersten Hilfstruppen aus Kreuzberg, noch viel mehr Fernseh-, Rundfunk- und Zeitungsteams und auch die Vorboten Westberliner

Platt(en)- machereien

Mulackstraße 37



Mulackstraße 37



„Mottes“ Plakat von 1989
r.: Steinstraße 19
u.: Oranienburger Straße 52



o.: Liniestraße 206/Kleine Rosenthaler Straße



Städtischer Wohnungsbaugesellschaften, alle wollten rat- und tatvoll unterstützen. Jeder Besucher durfte gemäß noch nicht rechtskräftigem Statut, aber nach ordentlichem Beschluß, an den Beratungen teilhaben. Dagegen haltend versuchte die Kreisplankommission noch einmal im November auf einer Einwohnerversammlung mit einschwörenden Blicken, Wohnungsangeboten und Händeringen zu retten, was nicht mehr zu retten war. Und gab dann auf.

Längst waren die Sprenglöcher in der Mulackstraße kein Thema mehr. Dieses und andere Häuser in der Umgebung wurden in einer Winterfestmachungs-

aktion mit bescheidenen Mitteln gesichert - eine Senatssoforthilfe. Andere Häuser bekamen nur Inschriften: „Hier wird instand bewohnt“ und ähnlich lautend. Am Eckhaus Linien-/Kleine Rosenthaler Straße 206 zeigten sich dann allerdings erste und ernstzunehmende Widersprüche. Bei weitem war nicht allen Außentoilettenbewohnern die Geduld abzuverlangen, statt des Bezuges einer Neubauwohnung nun mit intellektuell gesicherter historischer Altbausubstanz weiter vorlieb nehmen zu sollen. Dazu war diese Toilette im Winter zu kalt. Auf die zeitgemäße Inschrift „Kein Abriß unter dieser Nummer mehr“ folgte Stunden später die Antwort

*Ursula Wunsch:
Wer mir den Arbeitsraum nimmt,
nimmt mir den Lebensraum!*



u.: Mulackstraße 11



Mulackstraße



„sofort abreißen“. Lieber aus dem Beton auf Beton geschaut, als das nervende Warten auf Wärme, das warme Wasser aus der Wand, das Innenklo, so das Gegenargument. Immerhin hatten zu diesem Zeitpunkt ein Drittel der Wohnungen nur eine Außen-toilette, ein weiteres Drittel erst ein Bad.

Kurze Zeit später war das Haus gegenüber „Tante Olga“, die Liniestraße 206, besetzt und ist es heute noch. Die Bürgerinitiative bezog später ein eigenes Domizil in der Mulackstraße, einige Mitglieder zogen ins Bezirksparlament und vor allem in leerstehende Häuser. Sie gründeten Genossenschaften, bauten mit Fördermitteln aus dem Denkmalpro-

gramm und gingen ihrer Arbeit nach. Das Info-Zentrum ist längst verschwunden. Die Inschrift an der Mulackstraße 37 „Was der Krieg verschonte, überlebt im Sozialismus nicht!“ hat auch nicht überlebt. Das Haus ist optisch eingereicht. Die meisten ursprünglichen Bewohner der Mulackstraße und Umgebung sind umgezogen, beispielsweise in Plattenbauten am Rande der Stadt. Die alte Mulackstraße ist mit ihnen verzogen, Zielort unbekannt. Wer Wehmut nach einst empfindet, sollte sich den stillen und sehr gut fotografierten Dokumentarfilm „Spuren und Anfänge, Die Mulackstraße“ von Jürgen Ast aus dem Jahre 1991 ansehen. Jürgen wohnt hier gern.

Mulackstraße 31/32





Gormann-/ Mulackstraße



Gormann-/Steinstraße

u.: Mulackstraße 32, die umgetopfte „Mulackritze“



Martin - Er gehörte zu den spinnerten Sprenglochvergipsern von Ende 1989, meinte aber zunächst nur heimatlos und Weltenwanderer zu sein. Martin erklärte dem Vorstadtverein einfach, daß ihm der Sinn nach notwendiger Restaurierung stünde und blieb. Das seiner Forschung nach älteste Haus in der Steinstraße wurde sein Restaurierungs- und später Restaurationsfall. Er ist trotz vorhandener Chance, einhergehend mit seiner Suche nach einer in dieser Gegend gelegenen Bettstellfläche, offiziell nie DDR-Bürger geworden. Dazu hätte er sich anmelden und somit einbürgern lassen müssen. Eingemeindet wurde er trotzdem. In einem Streitgespräch hatte einer der zuständigen KOBs ihm wütend angeraten, doch erst einmal seine Ostmanieren abzulegen. Martin stammte aber nachweislich aus Lichtenstein, war nie ein Ostbürger gewesen. Und so wurde er doch noch ein DDR-Bürger, sozusagen ehrenhalber. Und Berliner außerdem; der großen Klappe wegen. In die Bauarbeiten stürzte er sich mit Leib und Seele, barg jedes Brett und vorsichtshalber deren Nägel. Alles sollte an seinen angestammten Platz zurück. Mit Kalkkaseinmalerei im Großen umzugehen, erforderte allerdings einige Mühe und verbot zeitliche Absätze. Und so gewann der Kalk schnell die Oberhand und führte die Farbgebung auf die Ursprungsfassung zurück - ein leicht verblichenes Antlitz, aber dennoch mit restlicher Lebensröte. Das Schild an der Rüstung war seine Entrüstung über stümpernde Bauleute: *Hilfe! Dieses älteste Haus des Viertels wird kaputtsaniert. Die Massnahmen gehen gegen den Willen der Selbsthelfer. Es geht um Erhalt der Substanz. BAUSTOP!* Ulrike Steglich hatte es ihm mit sehr ernstem Gesicht gemalt.



Martin van Halen und "seine" Steinstraße 16, das „Odessa“

DDR-Bürger h.c.

Geburtsort: "Odessa"
Steinstraße 16





Joachimstraße 20/21



Mulackstraße 27



o.: Ackerstraße 152

u.: Mulackstraße 27



o.: Mulackstraße 25

u.: Auguststraße 50b



Ein feines Angebot: Biete Wohnung ohne AWC. (Das „C“ steht für Klo). Es ist erkennbar nicht einmal gelungen. Sicher ist dieses Übel bis zu seinem Verschwinden 1985 ein krasses Beispiel gewesen, nicht die Regel, aber leider vorgekommen. Und es ist erst im 36. Jahr der DDR unbewohnbar gemacht worden. In Berlin galt früher für den „Eingeborenen“ die Regel, mit Bezug der ersten Wohnung ein Wohnverhältnis mit Exklave, genannt AWC, zu besitzen. Die bessere Kategorie dieser WCs war diejenige, die allein nutzbar war und Frischluftzufuhr von außen hatte. Viele Abarten folgten: Doppelnutzer, ganz schlimm: Mehrfachnutzer, als Bermudadreieck zwischen den Wohnungsfluren und mit zweitürigem Zugang. Auch individuelle Lösungen am Flurende, an der Küchenvorderseite oder in der Speisekammer kamen vor. Die raumsparendste Abart aller Spielarten blieb dennoch die Gipsstraße 9. Sicher war hier das Grundübel die kapitalistische Bauweise, aber das Problem AWC blieb Jahrzehnte nach Kriegsende und vielfach bis zum Ende des Arbeiter- und Bauernstaates immer noch bestehen. Doch Jeder wohnte sich hoch und Andere rückten dafür nach. Wer etwas privilegiert war, versuchte gleich in eine Neubauwohnung einzuziehen. Nur die lagen zunehmend am Stadtrand. Einer aus der Mulack-, Sophien- oder Auguststraße nach „Marzipanien“ umziehen? Denkste, äußerst selten.

Irgendwie muß bei der rührigen Eingabetätigkeit unseres Völkchens der insgesamt katastrophale Wohnungszustand nach oben durchgedrungen sein. Die Änderungswünsche wurden flugs als Volkes Wille verpackt, dann wie üblich beschlossen, wissentlich der errechneten Schwierigkeiten vorbeugend langfristig, und das Wohnungsbauprogramm als Hauptaufgabe war geboren. Es lebte fortan für 20 Jahre.

Für den Übergang gab es auch die Individualstandardlösung für den Selbstbauer. Material und vor allem die Arbeitsleistung gab es umsonst, falls beides vorhanden. Aber immer half das sozialistische Kollektiv. Als besondere Variante des Einfaltreichtums gab es das Schrankbad de luxe und das einfachere Basismodell unter der Spüle. Das erste geglückte Bad darin, falls die Elektroleitung zeitweilig mitspielte, wird sicher heute noch Glanz in den Augen des Tauchers hervorzaubern. Kinder badeten

dagegen immer in einer hellblauen Plastewanne. Ich habe viele, viel zu viele dieser traurig machenden Wohnungen betreten, um deren Zustand aufzuzeichnen. Und? War Hoffnung in Sicht?! Trotz alledem, eine große Zahl der Hauptstädter in den Altbauten hofften, im Winter frierend und im Sommer im vierten Stock nach Wasser betend, auf Abhilfe. Viele mutige Bauleute aus dem Lande kamen der Hauptstadt zu Hilfe. Hatten die etwa schon alle ein Bad? Oder war es der sprichwörtlich sächsische Fleiß? Platte und Rekonstruktion rangen sich die Plätze ab, dazu die Bezirke untereinander, in Mitte derer fünf. Die Geraer brachten gleich drei ihrer fünf

Montagetaktstraßen mit. Hatten die zu Hause schon genügend Neubauwohnungen errichtet? Es war zu spüren, die Berliner wurden geliebt. Schnelle Ergebnisse brachten vor allem die Modernisierungen in den Hauptstraßen, da wo im Vorderhaus schon Bäder waren. So manche Wohnungsmodernisierung tauchte allerdings Jahr um Jahr wiederkehrend in den Plänen auf. Sie war erneut verschoben worden, Materialsorgen. Bei Nachfragen der Betroffenen lautete unsere gleichlautende Auskunft: „Garantiert nächstes Jahr, ...aber wie wäre es inzwischen mit Marzahn oder Hellersdorf?“ Denkste, Mulackstraße ist Mulackstraße. Die liegt in Mitte.

Biete: Innen-WC **Suche: AWC**

Gipsstraße 9, Seitenflügel
(abgerissen)



Blindekuh auf dem Bau

Gipsstraße 11 (die erste Blindenschule in Deutschland)



Gipsstraße 11



Das größte Problem ist die Agonie, die Lähmung, die einen befällt, wenn man sieht, wie nach und nach die wenigen Spuren einer 2-300jährigen Geschichte zerbröseln. Dieser Raubbau geschieht durch Wind und Wetter und vor allem durch verabsäumte einfachste Vorbeugemaßnahmen. So heißt es dann erst einmal Klarheit über den unwiederbringlichen Verlust einer gewachsenen Struktur in den Köpfen zu schaffen, wenn man nicht rechtzeitig oder falsch eingreift. Die Gipsstraße 11 ist ein erschreckend realistisches Beispiel für das Versagen der sozialistischen Baupraxis in der DDR.

Hier in diesem Hause wurden erstmals in Deutschland vor nahezu 200 Jahren Blinde im tastenden Lesen unterrichtet. Angeblich wohnte auch des Kaisers letzter Schneider hier in einer Wohnung mit einem runden Bad im ersten Geschöß. Auf dem Hof gab es eine jüdische Gebetsstube, nebenan eine koschere Fleischerei. Barock hinten, Klassizismus vorn, preußisch bescheiden in der Erscheinung, aber einmalig in seiner Ausführung für Berlin. Vermutlich entstand es um 1790 oder gar früher.

1984 zogen dann planmäßig die ersten Zimmerleute in das Haus. Sie sägten und sägten und beendeten ihr Werk erst mit der letzten Traille. Letztlich verschlossen sie das Blindfenster, gaben dann auftragsgemäß auf und zogen ab, nicht ohne das Dach gleich mitzunehmen. 1985 - zur DDR-Bauhochzeit.

„Blinde“, wenn auch mehr geistigen Verständnisses, Bauleute ohne Baumaterial, hatten dieses Haus behandelt, in unweiser Voraussicht, ohne Nachsicht und in voller Absicht. Bürsten und Besen zum Säubern von Baustellen hätten hier von Blinden in einem Laden gefertigt werden können, wäre eine vernünftige Planung für den Menschen gemacht wor-



den. Platz wäre zudem für ein kleines Blinden-Museum gewesen, das vor allem für die Sehenden. Das Blindenhandwerk benötigte dringend Räume, es ist um die Ecke in der Sophienstraße angesiedelt. Otto Weidt, er rettete in der Nazi-Zeit Blinde vor der Deportation, hatte seine Werkstatt in der Rosenthaler Straße 39. Ihm stünde ein Museum gut an. Aber angeblich gingen hier Wohnungen vor. Da letztlich die Kosten für die nur fünf Wohnungen überschritten wurden, brach man die Bauarbeiten einfach ab, zum spätezeitigen Umdenken war man zu blind.

Mehr als zehn Jahre stand ein Gerüst als Schamtuch einer versuchten Rekonstruktion vor diesem Haus. Außer dem Rost blühte hier ab jetzt und sonst nichts mehr. Aber fühlen mußte das Haus weiter, vor allem Wind und Wetter. Warum aber mußte es so weit kommen? Niemand hatte in der Spandauer Vorstadt mehr als unbedingt notwendige Reparaturen über die Jahrzehnte nach dem Kriege vorgenommen. Als die Rekonstruktion, oder etwas bescheidener Instandsetzung genannt, in die Innenstadt vordrang, waren zudem die verborgenen Fehler in der Substanz nicht erkannt worden. Leichte Paradebeispiele an ersten Wohnhäusern in soliderer Ausführung aus der Gründerzeit entlang der heutigen Torstraße ließen übereuphorische Pläne bei zu geringen Geldmitteln entstehen. Hohe Planzahlen fertiggestellter Wohnungen sollten Jahr für Jahr ihren Niederschlag in den Zeitungsmeldungen finden. So ist auch die Gipsstraße 11 in die Planmühle geraten. Mit der unwichtigen Hinterhofbebauung hatte man ja anfänglich ein leichtes Spiel, Badewanne eingebaut, fertig. Mit der gleichen Respektlosigkeit ging der Baubetrieb des Bezirkes Mitte, an dessen Spitze immerhin ein Architekt stand, an das Vorderhaus. Nach kurzen Anfängen kamen die Probleme und gleichzeitig das Bauende, dann das Unfaßbare. Nicht die Sicherung des Baus stand jetzt an, sondern es wurde mit der Demontage des Inneren, der Zerstörung des Treppenhauses und des Daches begonnen. „Baustellensicherung“ nannte man das. Die Denkmalpflegerin Eva Eichler und empörte Fachleute griffen ein. Für große Teile des Hauses war es schon zu spät. Ein Notdach wurde errichtet. Dabei blieb es bis 1995. Wie aus Feigheit und als Feigenblatt blieb die Rüstung davor. Niemand brauchte merkwürdigerweise diese zur DDR-Zeit so

seltener Rüststangen auf anderen Baustellen. Leider wiederholte sich dieses krasse Beispiel in vielen Variationen auf vielen Baustellen. Planwirtschaftliche Auffassungen zum Erhalt historischer Substanz und Bautradition, die so widersprüchlich wie die Vorder- und Rückseite dieses Hauses sind. Lange war es, soweit das Wetter mitspielte, still um das Haus. Erst die Wende rettete das Haus. Besitz auf den Rest war angemeldet worden, Geld schien zu kommen. Das Gerüst ist abgebaut, moralische Rostspuren vermeint man aber immer noch zuhauf zu spüren. Inzwischen ist das Haus rekonstruiert, sind eine Kneipe und eine Irgendwasfüreinekunst-Galerie, zur nahen Galerie-meile Auguststraße zählend, hier eingezogen; kein Blinden-Museum.



Gipsstraße 11





Zwischen Himmel und Hofidylle

Joachimstraße 9

Zwischen Himmel und Hölle gibt es ein Fleckchen, umgeben von Leben und Häusern im Geviert, der im allgemeinen Hof genannt wird. Betritt man die Joachimstraße 8, so fühlt man sich sofort von der preußischen Bauordnung im Quadrat erschlagen. Sonnenfesterlich, großartig trüb selbst an heißesten Tagen zeigt sich, was man also einen Hof nennt. Hier ist nichts praktisch und gut, nur quadratisch. Die Vorschrift, daß mindestens das Feuerwehrpferdegesspann wenden mußte, in Zahlen ausgedrückt

Joachimstraße 8 / Auguststraße 34



sind das 5,5 m im Quadrat, war schlicht Tierquälerei. Von menschlichen Empfindungen sei hier ganz zu schweigen. Was diesem Hof an der Breite fehlt, gleicht seine Höhe aus, er ist schlotartig wie ein Höhlenschlund. Licht wird durch Feuchte ersetzt, die kam und kommt von oben und unten im Wechsel, aber dafür stetig. Großartige Entkernungen, noch am Arnim- oder Arkonaplatz so schwungvoll begonnen, hätten diesem Hof gut getan. Ein kompletter Abriß, wie bei der Nr. 5 bereits vollzogen, stand dann 1989 zur Debatte. Als Platz für die Platte aus Schwerin. Das wäre das eine Übel durch ein anderes Übel zu ersetzen. Doch hier bewegte sich außer dem bröckeligen Putz nichts. Eine einzigartige Bewegung gab es in der DDR: „Schöner unsere Höfe – mach mit“: sollte heißen, macht’s möglichst selbst. Eine Schippe Erde, ein Betonpflanzkübel oder eine Bank, wenn vorhanden, gab es zum Selbstzweck, sprich zur eigenen Verschönerung. War die Bank zu lang für den Hof, dann sägte man sie einfach ab. Restholz heizt den Ofen und wärmt die Seele. Dieser Hof hat immer nur Mülltonnen spendiert bekommen, die ausnahmsweise nicht auf der Straße, wie ansonsten DDR-üblich, sondern auf ihm selbst verharren. Er aber schimmelt noch heute vor sich hin, auch wenn der Eingang trügerisch Besserung verspricht. Hier geht nach wie vor jede Blume ein. Selbst die Zille’sche neben dem Müllkasten überlebte hier nicht lange.



Joachimstraße 5

Das kleine Haus Nr.5 duckte sich neben dem schon arg zerzausten Wohnhaus Nr.2 am Eingang der Joachimstraße. Sein Schicksal wollte es aber nicht erleiden. Wie zur Ermahnung zeigte es seine offene Flanke, ließ im Giebel sein Alter als Warnung hervortreten. 18. Jahrhundert im Kern, wie man wohl fachmännisch sagt. Selten für Berlin. Die hier so deutlich ablesbare mittelalterliche Hausform sollte dennoch einem Abrißbeschuß weichen müssen. Sozialistische Planwut, Neubauten als Wundpflaster für verpfuschte Baupolitik zu setzen, heiligte die Mittel. Ducken half da nicht. Die Plankommission des Bezirkes hatte es schon beschlossen: Schwerin baut. Im Sommer 1989 waren bereits vereinzelte Versuche einer Auflehnung gegen gedankenlose Abrißerscheinungen zu verzeichnen, im Bauaktiv und in sich erstmals bildenden Bürgerinitiativen. Auch die

Denkmalpflege, zu dieser Zeit beinahe einflußlos oder mundtot gemacht, wehrte sich massiv dagegen. Der propagierte Wohnungsneubau, Volkswille laut Parteibeschuß, grub zu tiefe Einschnitte in die alte Substanz des Viertels. Die Unfähigkeit eines sorgsameren Umganges mit überkommener Geschichte in gebauter Form gab also den Planungsanalphabeten das Argument und den Bauarbeitern die Schaufel in die Hand. Im August 89 war es so weit; das Haus starb, still und schnell.

Die eventuellen Verhinderer waren ja in einem unruhigen Urlaub, manche schon in Ungarn und weiter weg. Der einstige ABV des Viertels, Bernhard, ein sonst durchaus musikalischer Mensch, hatte seine Kindheit in diesem Haus verbracht. Er aber weinte diesem, seinem Kindheitshause, keine Träne nach: „...Die niedrigen Decken, kleine Zimmer, und über-

Brandwandzeichen

Joachimstraße 5





o.: Gipsstraße 9



o. und u.: Joachimstraße 20/21



Joachimstraße 14



Joachimstraße 11a

haupt...". Unmusischer Mißklang, aber im Einklang mit staatsoffizieller Politik. Geblieben ist bis heute einzig der Wille des Erhaltes dieses Viertels. Für dieses Haus war es zu spät. An der Brandmauer steht nach wie vor, jetzt vielleicht noch deutlicher, die Kontur des Daches als Mahnung. Aber nur solange, bis der neue oder alte Nachbar baut. An diesem Haus mit seinem viel höheren und jüngeren Hinterhaus war überdeutlich die Baupraxis vergangener Zeiten studierbar. Wieder aufbauen wird es niemand, die Zeiten des Historizismus sind vorbei. Übrigens ...nicht einmal die Dachkontur ist geblieben. der Nachbar hat sie verbaut. Wenige Schritte weiter werden bei „Hackbarth's“ an der Ecke Auguststraße wieder Getreideprodukte verkauft. Jetzt in flüssiger Form. Bier her, Herr Wirt! Meist noch zu Tageszeiten, zu denen sonst der Bäcker Hackbarth aufstand, um Brötchen zu backen, jene Ostschrippen, die sich heute wegen ihrer Konsistenz wieder größter Beliebtheit erfreuen. Ob der Bäcker, weil er

gewohnheitsgemäß jetzt wach ist, sich jemals wieder in seinen ehemaligen Laden verirrt hat ,so gegen zwei, drei Uhr? Das pure Leben würde ihn hier erwarten. Brötchen gibt es auch, die mit viel heißer Luft innen, wie manches in dieser Zeit. Ein paar Schritte weiter, kaum bemerkt, sind Zeichen einstiger Handwerkskunst verschwunden. Ein kleines Faß und ein Pferd aus Bronze. Eine in der DDR typische Verhaltensweise ist als Ursache zu vermuten. Um der tristen Wohngegend an den Wochenenden zu entgehen, hatten viele Berliner ein Gärtchen, ausgestattet mit einem Bungalow Typ „B 34“, uniform und langweilig wie der Name. Spätestens Stunden nach der Errichtung schwelte unvermeidlich ein Feuer im Kamin. Es fehlte jetzt nur noch die außergewöhnliche Dekoration an der Esse. Die aber ließ sich auf den Baustellen zuhauf finden, norfalls auch Pferde. Die Nutzer der Joachimstraße 11 wollen das gestohlene Pferd nachgießen lassen, einfach so, aus Respekt vor der Vergangenheit.

Noch ´nen allerletztes Pülleken

Joachimstraße 20/21, „Altes Ballhaus“

Als stilles und bescheidenes Wohnhaus steht es da. Barocker Schmuck, ein zugemauertes Erdgeschoß und ein irgendwie merkwürdig unvollständiger Eingang zieren es. Man ahnt den Baldachin darüber noch. Hier war der Eingang zu Berlins ältestem erhaltenem Ballhaus. Tango- oder Walzerklänge hört der Spaziergänger heute höchstens aus den Fenstern der Bewohner darüber. Früher kamen sie über viele Jahrzehnte aus dem Erdgeschoß. Schöner stiller Barock mit blättrndem Charme. Zum Glück ist es vom Fassadenhobel verschont geblieben. Rückseitig zeigen sich aber deutliche Spuren eines Abrisses, offenbart sich, daß hier einstmals Anbauten waren, der eigentliche „Schwoof“saal.

Gelang es einem, die verschlossenen Türen zu durchdringen, war man überrascht vom verblichenen und stark gefährdeten Zierat und der Ausmalung des einstmaligen Vorraumes und eines Teiles der Bar. Eines Tages in den siebziger Jahren hatte ein letzter Eintänzer noch ein Pülleken Korn auf das Haus getrunken und ist dann wehmütig nach Hause geschwankt. Aus und vorbei, die Fenster wurden zugemauert. Das Ballhaus hatte ausgedient, wie es schien auch für lange Zeit. Mittlerweile waren die Bewohner aus- und Bauarbeiter eingezogen. Für alle Fälle hinterließ der vielleicht letzte Bewohner seine neue Adresse an der Tür nebst Skizze für Freunde und als Wegweiser in Richtung Scheunenviertel. Ballhaus wird es nicht wieder, aber im Café oder Seniorentreff, wenn es denn öffnete, könnte man wenigstens die Wandbilder in originaler Pracht bewundern. Im Keller fanden die Bauleute überraschend den ehemaligen Kühlraum. Imposant, Korbgewölbe und viel, sehr viel Kork schützte den Wein, Fusel oder Likör vor ungesunder Wärme. Vielleicht ist dieser eines Tages auch wieder zu bestaunen? Das wären gute Ideen, aber weit gefehlt. Denkste, Planungsfehler, nicht ein Café, sondern ein x-beliebige Gewerbe, Tastaturgeklapper ist zu hören, ist darin. Auch das Denkmalprogramm ermöglichte es nicht, das Ballhaus zu reanimieren. Geldzwänge bestimmten seine Nutzung. Aber es ist gerettet.



Joachimstraße 20/21



Das Spiel der Kinder
mit Hof, Flur, Treppen
wie das Hin und Her
in den Häusern verorten.



Froschperspektiven



Die Sophienstraße

Die doppelte Abnahme



Gen. G. Schabowski, grüblerisch ...und die Karawane zieht



Seit vier langen Jahren wurde in dieser Straße gebaut. Es war das ehrgeizige Ziel, zur 750-Jahr-Feier eine sozialistische Handwerkerstraße zu präsentieren. Das Handwerk sollte in der DDR wieder hofiert werden, denn alles in Weichplaste wollten die Menschen nicht mehr. Handwerker waren hier seit langem angesiedelt - der Frisör Wolfgang, der Instrumentenbauer Boris, der Holzbildhauer Gisbert oder die Tuchweberin Angela.

Vor allem aber steht hier das Handwerkervereinshaus mit dem wieder angebrachten Vereinszeichen aus dem 19. Jh., dem das Parteiabzeichen der SED so täuschend ähnelte. Das Haus wurde bis nach der Wende von den Theaterwerkstätten zweckentfremdet und dabei die Reste des großen Saales gehörig ramponiert. Inmitten der Straße stand ein Kolonistenhaus aus der Entstehungszeit der Straße, bei dem man sich in der Rekonstruktionszeit alle erdenkliche Mühe gab, es absichtlich einstürzen zu lassen. Die Krönung dieser leicht gekrümmten Straße mit mehr als 300jähriger Baugeschichte ist die Sophienkirche. Sie besitzt den schönsten barocken Kirchturm Berlins, eine prächtige Orgel und



Kanzel und einen Friedhofsgarten mit Gräbern berühmter Leute. Diese Straße hat zudem noch ein kleines Kuriosum - den kleinsten Friedhof Berlins. Drei Barrikaden sollen 1848 in der Straße gewesen sein, nach 1987 waren am Anfang und Ende der Straße jeweils ein Restaurant und mittendrin das engagierte Heimatmuseum Mitte.

Im Juli 1987 fuhr besonders früh ein sonst seltenes Kehrauto immer und immer wieder über den bereits glänzenden Asphalt. Keine der Mülltonnen stand auf der Straße, jede Haustür wurde sehr diskret von freundlichen Menschen geschlossen. Gegen zehn Uhr kam der Gen. Schabowski in Vertretung des großen Gen. E.H., um die Straße feierlich abzunehmen. Sie galt als fertig rekonstruiert. Der erste Gang war in die damals noch „Probierstube“ (allerdings mit ohne Garten) genannte „Sophie 11“, um mit Peter Kratky ein Schnäpferken zu trinken. Die Umfassungsmauern des Hofgartens hatten die Lehrlinge zwar gemauert, aber leider war dabei schlicht der Müllplatz vergessen worden. (Daher gibt es den schönen Hofgarten erst dank des Engagements der jetzigen Wirtsleute Monika und Volkmar). Nach Zinggießer und Puppenspieler stockte der Gen. Schabowski unplanmäßig. Sein Blick hatte in einem oberen Fenster eine neugierige Frau entdeckt. Die wollte er ganz unprotokollarisch nach dem Wohlbefinden und nach getaner Rekonstruktion befragen. Auweia, schwerer Fehler. Sie beklagte sich sehr, sehr bitter über mangelnde Qualitäten, Materialpusch und Zeitverschwendungen. Ein Aktentaschenträger eilte schnurstracks nach oben. Eisiges Schweigen unten. Abmarsch. Das war so nicht gedacht und erschien so in keiner Zeitung. Nach dem Heimatmuseum, dem später immer kinderlosen Spielhof der Nr. 23 und dem vom Maler Pocher sehr

l.: Sophienstraße 11

u.: Sophienstraße 6, Hof





o.: Sophienstraße 32-33

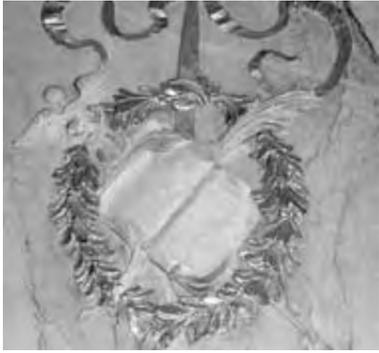


Sophienstraße 26/27



Sophienstraße 26/27





o.: Sophienstraße 22a

u.: Sophienstraße 34



o.: Sophienstraße 23, „Kolonistenhaus“

sorgfältig rekonstruierten Treppenhaus in der Nr. 22A sprach er wie zufällig dann doch mit einer alten Genossin, die aus einem der späteren Hochparterrefenster sah. Das stand dann sehr wohl in der Zeitung. Zum Abschluß gab es noch ein oder zwei Schnäpperken im alten „Sophieneck“ am teuren Marmortresen. Mir erzählte derweil vertrauensselig beim Warten auf der Straße ein Inoffizieller, der selbst hier wohnte, daß, wenn diese Abnahme vorbei sei, sein Möbelwagen käme. Er müsse bereits wieder ausziehen, denn der Fußboden in seiner Hinterhauswohnung senke sich bedrohlich. Das stand ganz bestimmt nicht in der Zeitung. Makulatur. Die Sophienstraße ist wunderschön, besonders im Sommer, ganz bestimmt immer im Haus und Hof der „Sophie 11“. Und so ganz nebenbei ist die Nr. 6 der Dienstboteneingang der „Hackeschen Höfe“.



o.: Sophienkirche

u.: Sophienstraße 17/18, Handwerkervereinshaus





o.: Sophienstraße 5

u.: Große Hamburger Straße 37



o. und u.: Sophienstraße 17/18



Sophienstraße 12-15, ehem. Warenhaus



Sophienstraße 22a





Generalkonsul Mordechai Levy



einzig verbliebener Stein



Ehregrab des Moses Mendelssohn



Oranienburger Straße 28



Grabsteinreste



Friedhöfe werden zumeist schweigend betreten, in Ehrfurcht. Bei diesem hier, dem ältesten jüdischen Begräbnisplatz in Berlins Mitte, ist es, oder besser war es nicht anders. Nur: hier kommt Unerwartetes hinzu – betretenes Schweigen. Der Besucher erwartet traditionell Grabsteine, viele, sehr viele, ganz besonders auf diesen ewigen Höfen. Aber ewig? Es gibt verschiedene Arten von Ewigkeiten, darunter eine berlinische, damit kurze. Über 3000 Grabsteine und Abertausende von Kieseln soll dieser Friedhof bis zu seiner rohen Entweihung durch den braunen Terror getragen haben. In seiner Endphase bauten die Nazi aus den Steinen Splittergräben, gaben ih-

nen so ungewollt noch einmal einen Sinn – Leben zu schützen vor dem Tode. Und so fand man 1945 den stillen Ort, räumte auf und ab. Indes kreiste erneut auf ihm der Ehrenstein des bekanntesten Berliner Juden, Moses Mendelssohn, mal hier und da, aber nie so recht am richtigen Platze. Er ist heute der vorletzte noch auffindbare Stein: verrückt. Die wenigen zwei Dutzend Steine, die nach dem Kriege geborgen wurden, standen zu DDR-Zeiten längs der Mauer zur Andacht und Erinnerung. Zu allem hingte man eine deutschsprachige Tafel mit einem allgemeinem Gedenken und eine hebräischsprachige Version mit einem sehr viel inhaltsreicheren Zitat.

Der gute Ort

Der älteste jüdische Friedhof in Berlin

Große Hamburger Straße

Der Friedhof ist heute ein Park. Die gesicherten und restaurierten Steine befinden sich heute auf dem jüdischen Friedhof in Berlin Weissensee.



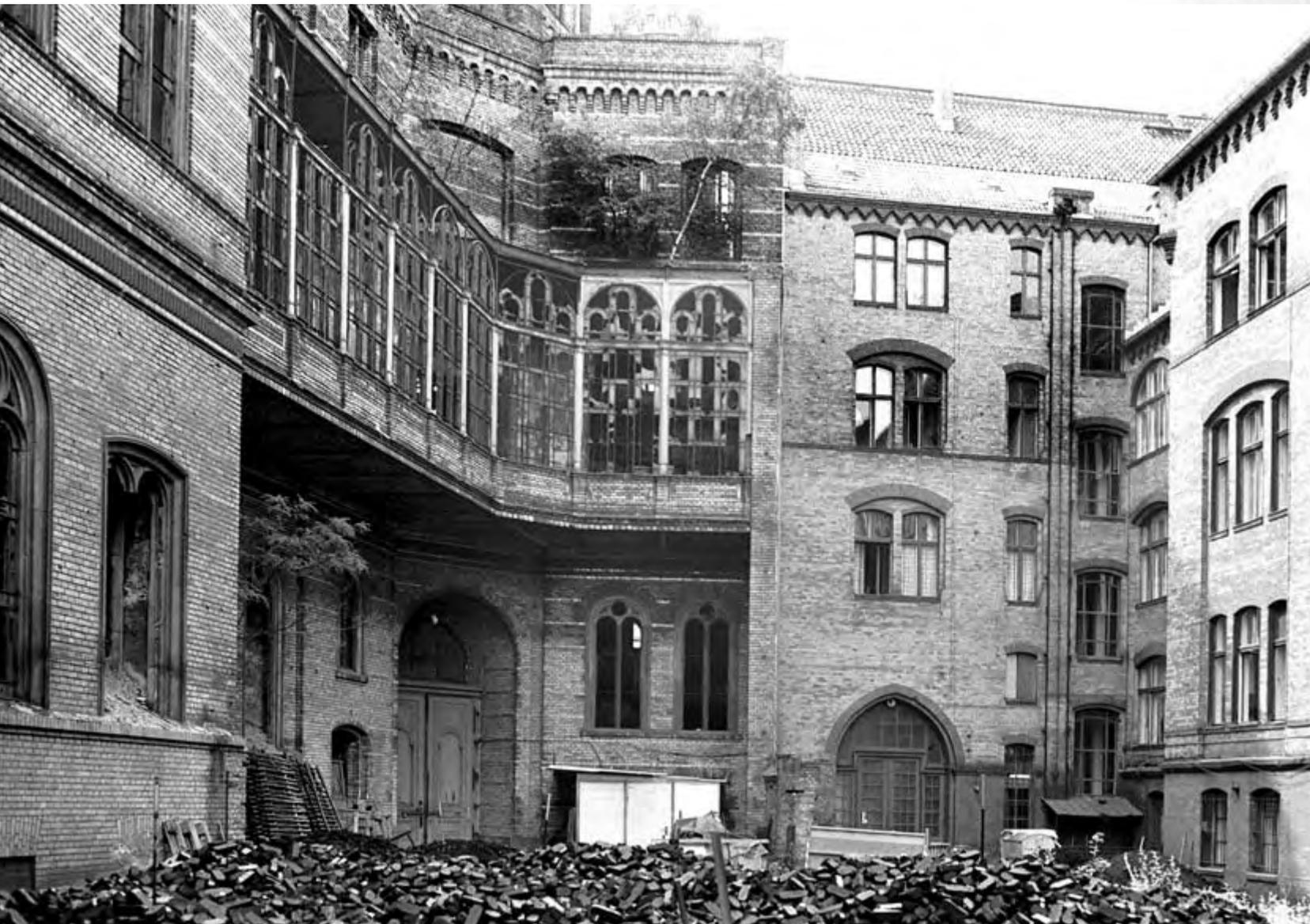
Jede Menge Kohle

Die Neue Synagoge
in der
Oranienburger Straße 29-31

Neue Synagoge, Hof

Jede Menge Kohle hätte man für die Rettung dieses einmaligen Hauses sparen können, wäre nur früher der später beschlossene Wiederaufbau begonnen worden. Erst ozeanübergreifende Reisepläne einer Staatsführung (in die USA, oder war es wieder nur eine der vielen DDR-Legenden, die sich so hartnäckig hielten?), die immer diese DDR als die einzige wahre Welt und Anschauung propagandistisch verordnete, hatten die „Kohle“ locker gemacht, inklusive des Spargroschens des großen Vorsitzenden aus

seinem eigenen Portemonnaie. Zur früheren, finanziell natürlich machbaren Zeit ein Startsignal zu setzen, das wäre eher linken, also gerechten Sinnes gewesen. Damals war die Kuppel noch da, wenn auch stark einsturzgefährdet. Waren einige Dutzend Mitglieder einer jüdischen Gemeinde zu wenige Argumente dafür, das Haus ohne Synagoge für sie sowieso zu groß? Langzeitlich siedelte sich sogar ein Baubetrieb in unmittelbarer Nähe der Synagoge an. Etwa wegen einer langandauernden Schadens-



und Verfallsbegutachtung an der Rückseite des Haupthauses? I bewahre.

Beschlossenermaßen freie Grundstücksgrenzen ermöglichten diesen Schulterchluß, rein räumlich nur, ohne weitere Befindlichkeiten. Ein stabiler Maschendrahtzaun versperrte zudem den Zugang. Die Mangelwirtschaft in der real existierenden DDR brachte es so mit sich, daß man rechtzeitig und ausreichend Kohle bunkern mußte. War kein Bunker da, dann lagerte diese eben zu Dutzenden Tonnen auf dem Hof. Kein besonders schöner Anblick, aber in der DDR überlebensnotwendige Lagerhaltung.

Jede Menge richtige „Kohle“, die zur Rettung, wenigstens zur Aufräumung (aber dann bitte ohne staats-offizielles FDJ-Hemd) gereicht hätte, die gab es lange nicht. Ein Fall von politischer Ökonomie.

Erst dieser scheele Blick nach drüben (...und natürlich nicht zu vergessen das Taschengeld des großen Vorsitzenden), vor allem aber große Spenden, beseitigten endlich den Zaun, ließen die Barackenwelt verschwinden und die Rekonstruktion beschließen. Mit dem Wiederaufbau begonnen, entbrannte zugleich der Streit um die Art ihrer Wiederherstellung. Sollten alle vorhandenen Steine gereinigt, oder die neu geformten und einzusetzenden eingeschwärzt werden, oder sollten sie einfach nebeneinander bestehen – das Original deutlich sichtbar neben der Kopie. Diese allereinfachste Lösung des tolerieren-

den Nebeneinanders, doch erst nach langem Gelehrtenstreit entschiedene, setzte sich zum Glück durch. Ein gutes Vorbild, durchaus nacheifernswert an anderen Gebäuden. So sind seit 1995 das Vordergebäude wieder in altneuer Schönheit zu bewundern und die eigentliche Synagoge auf dem Hof in ihren historischen Konturen symbolisch markiert.

W.Krützfeld, der die Synagoge in der Progromnacht bewahrte, er hätte sein helle Freude daran gefunden. Eine Erinnerungstafel an diesem Hause würdigt seine wichtige Tat. Die des großen Vorsitzenden wurde wieder abgeschraubt.

„Tuet auf die Pforten“ steht über dem Haupteingang der Neuen Synagoge. Sie ist offen für den, der in Toleranz kommt und geht.



l.: Neue Synagoge, Rückseite

o. und u.: Toleranzdenkmal auf dem Koppenplatz



„Toleranzstraße“

So wird seit langem, spätestens seit 1848 die Große Hamburger Straße im Volksmund bezeichnet.

Am äußersten Ende der Straße, am Koppenplatz, steht ein Denkmal, der Toleranz gewidmet. Es wurde von Karl Biedermann aus Berlin gestaltet.

Die Umfassung trägt die Worte von Nelly Sachs (10. Dezember 1891 Berlin - 12. Mai 1970 Stockholm):

„...O die Wohnungen des Todes, Einladend hergerichtet-/Für den Wirt des Hauses, der sonst Gast war-/O ihr Finger, / Die Eingangsschwelle legend/Wie ein Messer zwischen Leben und Tod-/O ihr Schornsteine, /O ihr Finger, /Und Israels Leib im Rauch durch die Luft!“



**...und noch viel
mehr Toleranz...**



„Otto Weidt - Ausstellung“, Rosenthaler Straße 39



Rosenstraße, Denkmal zur „Fabrikaktion 1943“ Bildhauerin: Ingeborg Hunzinger



Rosenstraße



o.: Synagoge Brunnenstraße 33

u.: Rosenstraße



Denkmal für Dietrich Bonhoeffer, Zionskirche, Bildhauer: Karl Biedermann





o.: Oranienburger Straße 27

u.: Auguststraße 92



o. und u.: Oranienburger Straße 34 (mit dem Postfuhramt)





o.: Tucholskystraße 34
 r.o.: Auguststraße 69
 u.: Auguststraße 9 und 10, „KULE“
 r.u.: Oranienburger Straße 46/47





o.: Oranienburger Straße 5

u.: Auguststraße 49



o.: Anklamer Straße



u.: Tucholskystraße 31-33

Tucholskystraße 43





l.: neue Schönhauser Straße 12 o.: Ackerstraße 17 u.: Neue Schönhauser Straße 8





o.: Krausnickstraße 16 u.:



o.: Auguststraße 10

u.: Auguststraße 87



Vorstadtkirchhöfe

Gießen bezahlt



Die wenigsten Vorstadtbesucher verirren sich auf die Vorstadtfriedhöfe. Das geschieht wohl in Unwissenheit der hier noch reichhaltig vorhandenen Geschichtszitate. Wohl kaum einer bemerkt bei seiner Suche nach dem ganz Außergewöhnlichen, daß er in der Sophienstraße an dem wohl kleinsten Sozusagenfriedhof (Berlins oder gar Europas?) unmerkelt vorbeigegangen ist. Ja, ein Pfeiler am ehemaligen Warenhaus trägt diesen. Wanderer mach die Augen auf und sieh nach oben! Hier starb Eberhard Marggraff zum Ende des 19. Jahrhunderts, so steht es hier geschrieben, einstmals Besitzer der „Roten Apotheke“ an der Neuen Schönhauser Straße. Irgendein besonders beflissener Maurer, mit der Spurenbeseitigung aus Kriegszeiten beauftragt, hatte den Namen im Stein zu tilgen versucht. Er war nicht sonderlich sorgfältig. Er blieb lesbar. Mich haben mehr die Einschußspuren beunruhigt; daß im Kriege selbst Gräber nicht von Gewehrsalven verschont bleiben. Aber die waren doch schon tot?

Verirrt sich einer in nördlicher Richtung zur Torstraße, so kann er möglicherweise das gerade erst fertiggestellte Denkmal von Karl Biedermann auf dem Koppenplatz entdecken. Es ist der immer wieder einzufordernden Toleranz gewidmet. Genial einfach umgesetzt, einfach genial. Eigens dafür hatte man einen Bunkerberg abgetragen und nebenbei so ein Zeitzeichen des unseligen Krieges beseitigt. Bei den Grabungen fand man erwartungsgemäß Knochen, Knochen der Ärmsten des mittelalterlichen Berlins. Das am Platze stehende Denkmal für den Ratshauptmann Koppe, der diesen Begräbnisplatz einst auf seine Kosten anlegen ließ, wird inzwischen von einem nichtssagenden Neubau erdrückt. Hier hat der Architekt alles andere als Fingerspitzengefühl walten lassen. Grobschlächtige Architektur mit klassizistischem Beiwerk bildet die heutige Uneinheit. Aber das Toleranzdenkmal war nach zehn Jahren endlich gegossen und verweist nun auf die durchaus bis heute funktionierenden Vergangenheits- und Gegenwartsbeziehungen zwischen den Juden, Katholiken, Protestanten, verarmt Begrabenen, Touries und immer noch geduldigen Anwohnern des Viertels. Leider ist die Einforderung dieser Toleranz schon wieder gefragt, wie die letzten Attacken auf den jüdischen Gedenkstein beweisen. Hier am südlichen Ende der „Toleranzstraße“

liegt der die Gegend dominierende älteste Begräbnisplatz der berlinischen jüdischen Gemeinde, oder besser verständlich, was nach seiner Zerstörung 1944 von über 3000 Steinen übrigblieb, oder schlechter verständlich, was sich derzeit schlecht kommentiert als Park mit einem einzigen Ehrenstein für Herrn Moses Mendelssohn (dem Nathan-Vorbild) dem Besucher so zeigt.

Eine erklärende Tafel zum Verbleib der Steine fehlt - ein Kapitel für sich.

Zum besseren Verständnis von Toleranz ein gutes Beispiel vergangener Tage: Im 18. Jahrhundert trat die jüdische Gemeinde einen Teil ihres nicht genutzten Friedhofsgrundstückes an die Evangelisten ab, um denen die Errichtung der Sophienkirche zu ermöglichen. So besitzt die Spandauer Vorstadt seitdem und bis heute eine der schönsten Barockkirchen Berlins mit einer dem eingestürzten Berliner Münzturm nachempfundenen Turmhaube. Und hier ist wieder ein aufgelassener Kirchgarten. Da liegt als Beispiel die Anna Louise Karsch, die erste Frau in Deutschland, die sich von ihrem Manne scheiden ließ, ja richtig, nicht von ihm geschieden wurde. Also so etwas wie eine Voremanze. So ganz nebenbei findet der Besucher noch den Zelter, Ramler, Koebjohann und traurigerweise wieder Gräber, die in Eile und in der Not in den letzten Kriegstagen 1945 angelegt werden mußten. Im August 89 kamen hier auf fünf Dutzend Oppositionelle, die sich auf dem Kirchhof zu einem Fest trafen, etwa dreimal so viele Dutzend Intolerante der Marke „Horch und Guck“ auf der Straße, um Andersdenken zu verhindern oder wenigstens zu behindern, nahe und sogar in der „Toleranzstraße“. Ein Viertelstündchen in Richtung „Scheunenviertel“ unterwegs, erreicht man einen künstlerisch besonders ausgestatteten Kirchgarten, den Garnisonkirchhof von 1708. Allerdings ist von der Gesamtanlage nur noch ein Drittel erhalten, der Offiziers teil. Größerer Ruhm mit größerer Grabkunst hat ihn vor der Auflösung, wie es dem Mannschaftsteil östlich der Gormannstraße schon zum Ende des 19. Jahrhunderts widerfahren ist, bewahrt. Hier steht der berühmte Berliner Eisenkunstguß in zahlreichen Variationen, notfalls in Zink oder Stein ergänzt. Der Kirchgarten ist eine Oase mit Dekoration, von Zeit zu Zeit mehr oder weniger gepflegt, derzeit in



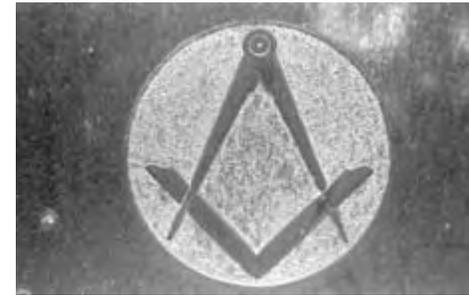


Erneuerung. Umsturzvandalismus und Aufräumwut halten sich seit der Wende die Waage. Vom Kirchhof aus ist einer der langweiligsten Plattenbauten aus DDR-Zeiten in der Linienstraße zu sehen. Die Bewohner allerdings haben es gut. Sie haben tagtäglich Schönes vor Augen. Es sei ihnen gegönnt. Hier nahe dem „Lützw-Haus“ (Nr. 62) liegt Lützw, der verwegene Reiter. Das Haus hat er wohl kaum kennengelernt, denn er starb vorher. Zu besonderen Anlässen übten Generäle einer Volksarmee den Gleichschritt in Richtung Lützw's Ehrengrab, ideologisch zielsicher an ihm vorbei. Dieser Armee hätte er wohl den Dienst versagt, dennoch hatten sie ihn mit ihrem Lametta und schönen blutroten und sehr, sehr breiten Streifen an den Hosen vereinnahmt. Im schwankenden Gleichtritt hin, den Blechlorbeerkrantz abgelegt, die ergriffene Miene aufgesetzt und im Eilabmarsch ab. So nach und nach werden die Rostschäden und Einschußlöcher in den Grabdenkmälern weniger und der Kirchhof musealer. Wieder sind hier letzte Notgräber des unseligen II. Weltkrieges am Rand zu entdecken, gleich neben dem Hofgarten des schicken „Brazil“. Wenn hier über Leben, Toleranz und das Viertelliterweinleben philosophiert wird, palavert man dann etwas verhaltener, der Gräber wegen? Ein kleines, aber feines Museum auf dem Gelände erklärt engagiert die Friedhofsgeschichte. Eintritt für jedermann und -frau immer ohne Stechschritt erlaubt.

Die an die Spandauer grenzende Rosenthaler Vorstadt soll nicht Stiefkind dieses kleinen Kirchhofrundganges bleiben. Zwei nahe beieinander gelegene Kirchhöfe sind besonders bemerkenswert. Der erstere liegt an der Bergstraße, auch „Musiker-Friedhof“ genannt, weil hier neben Bachs Urenkel Musiker wie Lortzing, Hummel und Lincke bestattet sind. Unter den imposanten Grabstätten mit vielen schönen Details findet der Besucher die Gräber von Waesemann, dem Baumeister des Roten Rathauses, vom Fräulein von Lüneburg, das als Mann verkleidet im Befreiungskrieg von 1813 Munition schleppete, und die imposante Grabanlage des Begründers der weltberühmten Berliner Flügelfabrik, Eduard Bechstein. Einige Gräber befanden sich jahrzehntelang im doppelt toten Raum, dem Todesstreifen. Makaber: todsicher behütet. Jetzt ist hier das Mauermuseum in der tragikbelasteten Bernauer Straße auf ehema-



ligem Friedhofsareal entstanden. Gleich dem Musiker-Friedhof gegenüber ist an der Ackerstraße ein ebenso interessanter Kirchhof. Berlins Theaterwelt des 19. Jahrhunderts hatte im Norden ein Theater, das Mutter Graeberts „Schmalzstulentheater“ genannt wurde. Das ganze mondäne Berlin zog es Ende des 19. Jh. zum Weinberg in den Norden. Die Prinzipalin liegt hier irgendwo. Die Stadt Berlin hat dem Herrn Wollank schöne neue Straßen zu verdanken. Sein arg mitgenommenes Familiengrab, in einem Winkel versteckt liegend, überstrahlt hier das übergroße Gußeisenkreuz an der Eingangsallee. Weinberge besaß er am Veteranenberg (heute ist das ein Park mit FKK-Niveau und Hundekampfbahnen). Der Wein war nach Schillers Meinung von hervorragender Essigqualität. Ganz nebenbei steht hier der alte Heine mit blankgewetztem Knie, übergangsweise und auf Dauer hier abgestellt, seine Nische zum Überleben in der DDR. Auch der Acker-Kirchhof hatte eine offene Flanke zum Klassenfeind, genauer zum traditionellen „Roten Wedding“. Auf den Friedhöfen summiert sich die Geschichte Berlins. Unter altem Baumbestand kann man gut schlendern und den älteren Frauen beim Gießen zusehen, soweit sie nicht das Schild aufstellen ließen: „Gießen bezahlt“.





o.: Neue Schönhauser 10, Rote Apotheke

u.: Neue Schönhauser Straße 13, Volkskaffeehaus



Rosenthaler Straße 47

Poesie und Kosmos, ein wenig kopflos

Oranienburger Straße 46/47



„Meister, das Haus ist fertig, welche Fassade soll es sein...?“ In etwa so baute man um und zur Gründerzeit Häuser, je nach Finanzen mit flügelhahnen oder flügellosen Engeln, Atlanten, strammen Frauen und in beliebiger Auswahl mit oder ohne Geschmack – munter aus dem Gipskopfkatalog gesucht und an das Haus gepappt.

Mit sprichwörtlicher Engelsgeduld ertrug dieser beflügelte, äußerst schreibbeflissene Knabe (Vorsicht, wenn man dessen umfangreiche Aufzeichnungen lesen könnte...) alle Widernisse gegen seinen Sitz, überlebte erneuerungswütige Baustile, Wind und Regen, mehrere Farbanstriche und zwei Weltkriege. Er war nicht totzuschießen, Einschußspuren dokumentieren den Versuch. Auch der beliebte Fassadenhobel - in Ost wie West in den fünfziger Jahren in schamhafter Rechtfertigung einer neuerlichen Architekturepoche, denn der neue Mensch, insbesondere der östliche und jetzt sozialistische, fordert ein moderneres Fassadenbild – drastisch allerorten und prämiert eingesetzt, brachte ihn nicht vom Sitzfleisch. Ein Engel auf Erden, ihn jetzt in den Himmel befördern? Er wurde einfach und aus Geldmangel für Erneuerungswüterei übersehen. Auch dann noch, als eine moderne Heizung ihm ordentlich einheizen wollte. Diesmal war es gerade noch einmal dicht an ihm vorbeigeschrammt, er allerdings behielt den Kopf noch hoch oben.

Streu- und Bruchverluste gibt es auf dem Bau und mit der Zeit immer wieder, mag er notiert haben. Ein allzeit häufig gebrauchtes Argument für Umbauten am Bau. Wenn das nicht hilft, gibt es immer noch den Putzhammer, die Spitzhacke oder letztlich einen Bagger als wirklich (er)greifendes Lösungsmodell. Gesellschaftliche Umbrüche geschehen vielfach in Kopflosigkeit, einige Häupter rollen dabei bestimmt immer. Ungerechtfertigterweise hat dieser stumme Poet den seinen so ganz nebenbei in diesen Revolutionswirren im November 89 auch eingebüßt. War er heimlich doch ein „IM“, Deckname „Pegasus“ oder „Skribifax“? Die neue Poesie sitzt heute stellvertretend im „Obst und Gemüse“ und „Berlin Bar“, ja gleich unter ihm, mit foliantenstarken Kladden über Revolutions- und „Kopf hoch“ Varianten, Architekturplänen, reimt gegebenenfalls gegen ein kleines Entgelt oder Bier, notfalls als Hilfe für gefallene Engel. Für den gerollten Kopf gibt es eine

Hoffnung: „Antik“ ist in. Daher besteht die berechnete Annahme, daß sein Gipshirn noch irgendwo, jetzt als Hausdichter verdingt, ganz privat grubelt. Mahnend droht indes sein eisernes Rückgrat diesem rückhaltlosen Dieb und Egoisten .

Und wann zerfällt ganz unpoetisch der Kosmos hinter ihm, seine letzte Stütze?

Das ist wieder in stürmischen Novembertagen geschehen, Ende Zweitausend.

Wie dieses Detail sind so viele in den letzten Jahren beschädigt, verlagert oder zerstört worden. Zuerst fängt es immer im Detail an zu bröseln. Und wenn das keiner merkt? Ja dann...

Jede noch so gut gemeinte oder einhundertprozentige Kopie ist mit ihrer Entstehung nur ein anderes Original. Parole: Futsch ist futsch, hin ist hin – in Berlin als Wortspiel gern galgenhumorig abgenutzt. *Räumliche Puzzle sind gegenwärtig in Mode.*

Dieses auch?



Oranienburger Straße 46/47





o.l.: Neue Schönhauser Straße 8

o.r. und u.l.: Oranienburger Straße 34



u.r.: Auguststraße 83





o.l. Hof Postfuhramt (Auguststraße)

u.l.: Oranienburger Straße 34



o.m.: Hof Tucholskystraße 34

u.: Tucholskystraße



Oranienburger Straße 32, "Heckmannsche Höfe"



o.: Dachboden der „Hackeschen Höfe“





o.: Alte Schönhauser Straße 46

u.l.: Krausnickstraße 9



Neue Schönhauser Straße 8, "Sechsmädelhaus"



o.: Auguststraße 36





o.l und m.: Rosenthaler Straße 13



u.: Rosenthaler Straße 25-31, ehem. Warenhaus, am Pfeiler



o.r.: Max-Beer-Straße 7





o.: Auguststraße 24-25, "Clärchens Ballhaus"



Kleine Hamburger Straße 16



o.: Invalidenstraße 160

u.: Auguststraße, "Clärchen"

Der Teufel steckt im Detail

... und schwooft offensichtlich sehr gerne. Eine der berlinischsten Tanzdielen überhaupt und vor und nach und seit dem „Berlin Ein Reiseverführer“ -Buch ist und war in DDR-Zeiten dieses Ballhaus „Clärchen“. Wer hier nicht war, war nicht in Berlin. Es gibt übrigens einen sehr melancholischen Film über die Auguststraße und die Menschen im Ballhaus. Schlips ist hier immer Pflicht, aber ausleihbar.



o.: Auguststraße 24-25, "Clärchen"

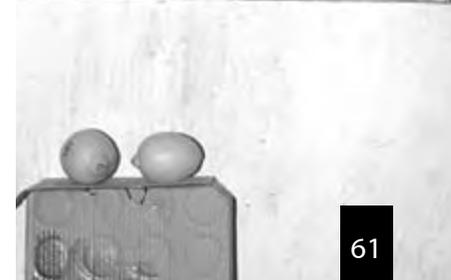
u.: Sophienstraße 6





Das Kunsthaus Tacheles

Oranienburger Straße 54-56a



Fehlannonce



Diese bemerkenswerte Fabrikanlage im romantisierenden neugotischen Stil wurde im Jahre 1890 errichtet. Sie ist in solidem Klinker-mauerwerk mit rotfarbenen Sandsteinstürzen und Fensterumfassungen ausgeführt, hat schöne Bleiverglasungen, aufwendige Schmiedekunstarbeiten im Dachbereich und ist sehr reich mit figürlichem und Wappenschmuck aus Zinkguß ausgestattet. Der Gründer der Brauereidynastie Josty ist mit einem Pokal in der Hand über der Tordurchfahrt als plastisches Ebenbild vertreten. Die zum Ende des 19. Jh. herrschende preußische Bauordnung verbot bedauerlicherweise, daß dieses Industriegebäude in die Wohnbebauung an der Straße einbezogen wurde. Lediglich Kirchen besaßen dieses Privileg. Die Jostys verkauften die Brauerei bereits wenige Jahre später. Sie wurde dann in Bergbrauerei umbenannt. Unter den Buchstaben „Bergbrauerei“ läßt sich noch eindeutig der Name „Jostybrauerei“ erkennen. Heute ist sie eine Edeledelkneipe.



Bergstraße 70





Die Bergbrauerei
einstige Jostybrauerei

Bergstraße 22





l.: Oranienburger Straße 2-3

o.: Linienstraße 62



u.: Auguststraße 23



Reklamationen



o.: Oranienburger Straße

r.: Kleine Hamburger Straße 2



o.: Auguststraße 87

u.: Hackescher Markt





o.l.: Tucholskystraße 32



u.r.: Oranienburger Straße 27

o.r.: Große Hamburger Straße 27

u.l.: Auguststraße 89





o.: Oranienburger Straße 27

u.: Tucholskystraße 22

100% Vollversiegelung, hier faßt scheinbar kein Grashalm Fuß. Nur Kohlengrus mit seinem dumpfen Geruch nach Kohlschleppen liegt nebenan. Eine schöne alte Remise ziert ihn. Im Vorderhaus ist es feucht und kalt, also trägt man hier dicke Baumwolle. Der Hof hat damals einen eigenartigen Charme schon wegen der blütenweißen Wäsche über dem schwarzen Kohlestaub auf dem brüchigen Beton. Die Remise ist jetzt neu, überneu. Edle Klinker, historisch genauestes Outfit. Der Denkmalpflege wurde Genüge getan. Und wo bleibt der neue Charme? Der stand nicht in der Zeichnung. Baumwolle trägt man ja hier und heute sowieso eher selten.

Baumwolle, zweifach gekämmt

Tucholskystraße 22, Hof





o.: Elisabethkirchstraße 4

u.: Liniestraße



Brunnenstraße 28

Schöner unsere Paläste



o.: Invalidenstraße 31

u.: Brunnenstraße 24





o.: Invalidenstraße 31



u.: Brunnenstraße 6/7





Im „Voigtland“

In der Ackerstraße



li.: Ackerstraße 9

o. und u.: Ackerstraße 6



Kinder
Und
Narren
brauchen die
Freiheit, lieben
die Wahrheit,
die Sonne,
das Licht

Kinder und
Narren
verlachen das
Gold, verachten
die Macht,
die mensch ihnen
verspricht

Nur Kinder
und Narren
spielen mit Träumen,
sprechen mit Bäumen,
wissen, daß
mensch das kann

Nur Kinder und Narren
leben im Märchen,
in Zauberwelten
und Glauben daran



l.u.: Eichendorffstraße 17

u.: Torstraße 103, „Umarmung“ von Emilia Nikolova-Bayer

o.: Liniestraße 206



Mutter Krausens Fahrt ins Glück

Reinhardtstraße 6, Hof



Frau Krause schuf, sich aus der DDR träumend, dieses exotische Wandbild. ...Humphrey, ach, auch bei Frau Krause hättest du auch so deine Schwierigkeiten, ihr in die Augen zu blicken. Sie ist von stattlicher Größe und natürlich blond. Sie konnte es ihm aber nicht vorweg warnend sagen, denn der Weg zu ihm war weit und zudem lange vermauert. So schuf sie sich erst einmal ihr privates Reiseglück ohne Paß und Reisevisum. Sie wollte nichts mehr als ab und an raus aus dieser tristen und verschlissenen Vorstadtecke. Die eigene Gegend war nirgendwo spannend. Es fehlte die große, vor allem ins eigene Bewußtsein gerückte Geschichte. Niemand hatte sie ihr je erzählt. Spandauer Vorstadt? Spandau ist weit, jahrzehntweit weg! Ihre Sehnsucht aber blieb. Mittlerweile war Frau Krause(-Schulze-Lehmann) in Casablanca. Humphrey war nicht mehr da. Alles entsprach nicht so ganz der gemalten Illusion. Überall

Dreck, Schmutz, verfallene Stadtteile, schlimmer als zu Hause. Keines Blickes so recht wert. Enttäuschung kam auf. Was hatte der große H. ausgerechnet hier verloren? Bei ihr um die Ecke in der Vorstadt standen schönere Häuser, schmeckte das Bier. Und Spandau war ja auch nur noch eine halbe Stunde entfernt. Sie trinkt ihr Bier wieder in der Spandauer Vorstadt, weiß aus der Zeitung ein wenig mehr über deren Geschichte. Auch mancher zugereiste Kunstbarde, der ihr aus Casablanca nachgereist ist, hat die Vorstadt belebt, ihrem Bier die Würze gegeben. Dieses alte Berliner Stadtgebiet mit dem Wurmfortsatz „Scheunenviertel“ scheint im internationalen Vergleich doch etwas Besonderes zu sein, erkennt sie, vermeint sie jetzt. Endlich zu Hause! Das Wandbild hat Frau Krause erst einmal behalten. Man weiß ja nie...in Berlin-Mitte, Reinhardtstraße, am Tellerrand der Spandauer Vorstadt gelegen.



Kurze Geschichte Berlins und der äußeren und inneren Spandauer Vorstädte

1237 erste urkundliche Erwähnung von Cölln. Damit ist das Gründungsdatum Berlins festgeschrieben.

1244 erste urkundliche Erwähnung Berlins.

1307 Vereinigung der beiden Städte Berlin und Cölln unter einem gemeinsamen Magistrat. **M. 14.Jh.** Die Doppelstadt gehört zur Hanse.

1470 Berlin wird ständige Residenzstadt der Gebietsfürsten.

1618-48 Dreißigjähriger Krieg. Berlins Bevölkerung sinkt von 12000 auf 6-8000 Einwohner (z. Vergl.: heute leben im Denkmalschutzgebiet Spandauer Vorstadt etwa 8000 Menschen).

2.H. 17.Jh. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm läßt Memhardt eine Befestigungsanlage für Berlin konzipieren und errichten. Die Bevölkerung Berlins wächst allmählich wieder, vor allem durch den Zuzug von Emigranten aus Holland, Frankreich (Hugenotten, Edikt von Potsdam, **1685**) und Böhmen. Die ersten jüdischen Emigranten, aus Österreich vertrieben, siedeln in Berlin. Diese Zuwanderer bringen eine Vielzahl von handwerklich hervorragenden Fähigkeiten mit.

Die Neustädte entstehen: Friedrichswerder erhält **1667** das Stadtrecht, **1674** wird die Dorotheenstadt und **1688** die Friedrichstadt innerhalb der Befestigungen angelegt und ausgebaut.

1672 Kurfürst Friedrich Wilhelm erläßt eine Feuerordnung zum Schutze der Stadt. Die Scheunen müssen wegen der Brandgefahr außerhalb der Stadt errichtet werden. Das „Scheunenfeld“ entsteht (heute das Gebiet um und unter der „Volksbühne“).

1705 legt der Ratshauptmann Koppe außerhalb der Stadtmauern einen Armenbegräbnisplatz an (der heutige Koppenplatz).

1709 entsteht der Garnison-



kirchhof. Der Offiziersteil existiert bis heute (mit gutem Museum). **1706** Ein unbekannter Dichter gebraucht erstmals den Begriff „Spreeathen“ . **1709** Die fünf Städte Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Friedrichstadt und Dorotheenstadt vereinen sich zu Berlin. **1.H. 18.Jh.** Die Memhardtische Festungsanlage verliert ihren Sinn und wird rückgebaut. **1732/34** wird auf Befehl Friedrich Wilhelms I. eine weitere außerhalb gelegene Akzisemauer errichtet (entlang der heutigen Linienstraße, als Ersatz für die erstere Palisade von 1705). Innerhalb dieser Befestigung wird die Vorstadt rasch ausgebaut, die Bevölkerung steigt wieder stetig an.

Die vor dem Spandauer Tor liegende Gegend wird, weil sie auf dem Wege (heutige Oranienburger Straße) nach Spandau (urkundl. bereits 1199) liegt, **Spandauer Vorstadt** genannt. Hier existiert bereits ein Vorwerk der Kurfürstin Dorothea mit einer Meierei, aus der sich später das Schlößchen „Monbijou“ im 18.Jh. entwickeln wird (1945 kriegsbeschädigt, Anfang der 50ziger Jahre vollständig zusammen mit dem Domherrenstift und der Englischen Kirche abgerissen, heute Monbijoupark mit dem Kinderbad und Staatsatelier). Außerhalb der Akzisemauer entsteh gleichzeitig in Anfängen

die „äußere Spandauer Vorstadt“ (auch *Rosenthaler Vorstadt* genannt) und etwas später das *Vogtland* mit seinen Kolonistenhäusern, dieses **1752** auf königliche Cabinet-Ordre (Friedrich II.) angelegt und **1772** parzelliert (das Gebiet zwischen der heutigen Brunnen- und Gartenstraße; hier siedelten sommers Maurer und Zimmerleute für den Berliner Hausbau, die aus Vogtland/Sachsen kamen; der Restbau einer Hofbebauung aus dieser Zeit in veränderter Form existiert noch in der Ackerstraße 9). Am Barnimplateau (Umgebung des heutigen Volksparkes am Weinbergsweg, Zionskirche, Arkonaplatz) sind die Sparrschen, später Wollanschen Weinberge und weiter östlich der Berliner Windmühlenberg (heutige Straßburger Straße).

1712 Die Sophienkirche wird als Vorstadtkirche erbaut, aber erst vereinen sich zu Berlin. **1.H. 18.Jh.** Die Memhardtische Festungsanlage verliert ihren Sinn und wird rückgebaut. **1732/34** wird auf Befehl Friedrich Wilhelms I. eine weitere außerhalb gelegene Akzisemauer errichtet (entlang der heutigen Linienstraße, als Ersatz für die erstere Palisade von 1705). Innerhalb dieser Befestigung wird die Vorstadt rasch ausgebaut, die Bevölkerung steigt wieder stetig an.

Die Sophienkirche ist heute die einzige weitgehend erhaltene Barockkirche Berlins mit einer schönen Barockorgel, Glockenspiel und Kirchengarten mit wichtigen Gräbern. Das letzte Kolonistenhaus in der Sophienstraße 23 wurde erst 1985 zur DDR-Zeit restlos beseitigt. **1743** Moses Mendelssohn betritt erstmals Berlin, wie alle Juden zu der Zeit durch das Rosenthaler Tor. Er wird für immer in Berlin bleiben.

M. 18.Jh. Der Stadtkommandant Graf Hacke erhält den Auftrag, einen Platz vor dem Spandauer Tore, den heutigen Hackeschen Markt, anzulegen. Die Befestigungsgräben: Zwirngraben und Königsgraben, verbleiben bis zu ihrer Zuschüttung und Überbau-

ung mit der heutigen S-Bahntrasse bis zum E. 19.Jh. bestehen. Über die Festungsgräben führten die Spandauer Brücke und die Herkulesbrücke (von deren Brückenschmuck ist der Herkulles im Lapidarium am Märkischen Museum zu finden) in die Vorstädte.

1769 entstehen hier und anderen Ortes Immediatbauten (sog. Zwangsbauten für königliche Bedienstete und Beamte, um so die Stadt mit schönen Häusern zu bereichern und wachsen zu lassen; ein schönes Beispiel ist mit der Neuen Schönhauser Straße 8, entworfen verm. von Unger, erhalten geblieben; weitere Barockbauten in dieser Umgebung: Rosenthaler Str. 36 und 37, Sophienstraße 11)

1780 Die Akzisemauer wird aufwendiger im Verlauf der heutigen Torstraße neu errichtet. Die bedeutenden Torbauten: Das Oranienburger Tor (von Gontard, 1788, Trophäenreste davon auf dem Borsigschen Gut in Groß-Behnitz bei Nauen erhalten), das Hamburger Tor und das Rosenthaler Tor (von Unger) entstehen neben weiteren und werden nach **1867** wieder restlos abgebrochen.

A. 19.Jh. In der Gipsstraße 11 begründet Prof. Zeune die erste Blindenschule Deutschlands und unterrichtet hier ab 1814.

In der Friedrich/Wilhelmstadt werden in der Chausseestraße die königliche Eisengießerei und später die Maschinenbauanstalten von Borsig, Egell und Pflug angesiedelt. Diese Gegend erhält den bezeichnenden Namen „*Feuerland*“. Die überwiegend proletarische Bevölkerung der Vorstädte arbeitet hier (Reste der Borsigschen Maschinenbauanstalt, eine Halle mit Wappen, sind auf dem 2.Hof der Nr.5 , ebenso ist das Wohnhaus von A.Borsig, die Chausseestraße 13, erhalten).

1820/22 Errichtung der „Wülknitzschen Familienhäuser“, der ersten Mietskasernen Berlins, in der Rosenthaler Vorstadt . Hier

wohnten in 426 Stuben etwa 4000 Menschen ohne eigenes WC und Küche (die Häuser standen in der Gartenstraße und der Torstraße). Bettina von Arnim schildert erschüttert und ganz im Geiste der Voraufklärung in ihrem Buch „Dieses Buch gehört dem König“ von **1843** die katastrophalen Lebensumstände dieser Bewohner.

1832/34 Errichtung der Elisabethkirche, ein Schinkelscher Entwurf einer Vorstadtkirche (stark kriegsbeschädigt). Sie wird nahe des seit **1827** existierenden Sophienkirchhofes in der Bergstraße errichtet.

1844 wird der Friedhof der Elisabeth-Gemeinde an der Ackerstraße angelegt. **1848** In der Oranienburger, Linien- und auch Sophienstraße entstehen Barrikaden. Die dort verurdeten Kämpfer werden von den Ordensschwestern des Hedwigsstiftes selbstlos versorgt. Die Große Hamburger Straße trägt seither im Volksmund den ehrenden Namen „*Toleranzstraße*“ .

1854 Erbauung des Hedwigs-Krankenhauses, die Kapelle existiert bereits aus der früheren Bebauung, Erweiterungen zum E. 19.Jh.. **1858-59** Ein von E.Knoblauch entworfenes jüdisches Krankenhaus wird in der Auguststraße errichtet.

1859-65 Erbauung der ebenfalls von Eduard Knoblauch entworfenen „Neuen Synagoge“ in der Oranienburger Straße. **M. 19.Jh.** Die Scheunen an der Linienstraße werden nach und nach durch niedrige Wohnbauten ersetzt. Die Gassen erhalten Namen: z.B. Amalien-, Koblanck-, Weydinger-, und Bartelstraße. **1865** Erbauung der Gemeindeschule am Arkonaplatz, der ältesten erhaltenen Gemeindeschule Berlins aus dem 19.Jh.. **1866/73** Errichtung der Zionskirche als Votivkirche.

Ab **1867** Abbruch der Akzisemauer mit den Torgebäuden in der Torstraße.

1870/71 Bebauung des Barnim-Plateaus rund um den Arkonaplatz auf der Grundlage des Hobrechtschen Bebauungsplanes, der aufgrund seiner Auslegung zu Bodenspekulationen führt und eine extrem dichte und vor allem hohe Bebauung bedingt und auch zuläßt. Die ersten „Mietskasernenviertel“ entstehen. Hier am Arkonaplatz ist allerdings die Lebensform des Ackerbürgertums noch vorherrschend, so daß auf den Höfen vor allem Stallungen und Remisen und wenige hohe Nebengebäude errichtet werden.

1886/88 Die Ackerhalle wird errichtet. (Entwurf von H.Blanckenstein, sie ist die älteste erhaltene Markthalle Berlins, leider wurde sie im Innenraum stark verändert, nur z.T. rekonstruiert. **A. 20.Jh.** werden das Handwerkervereinshaus“ in der Sophienstraße 17/18, das „Wertheim“-Warenhaus an der Rosenthaler Straße 28-31 und die „Hackeschen Höfe“ erbaut.

1909 wird in modernster Stahlbetonbauweise die „Friedrichstadtpassage“ an der Friedrichstraße/Oranienburger Straße errichtet. In den Restbauten in der Oranienburger Straße ist seit 1990 das bekannte Kunsthaus „TACHELES“.

1913-15 wird die „Volksbühne“, nach Plänen von O.Kaufmann auf dem historischen Gelände des „Scheunefeldes“ errichtet. Die spätmittelalterlichen Bebauungen dieses Viertels um die Amalien- und Koblanckstraße verschwinden nach und nach vollständig. Um das Theater entstehen in den zwanziger Jahren die Hans Poelzig-Bauten im Bauhausstil mit dem Kino „Babylon“ und das Liebknecht-Haus. Der abwertende Begriff „Scheunenviertel“ überträgt sich auf die umliegende desolatte alte Bebauung und deren Einwohnerschaft mit vor allem sehr vielen armeren und jüdischen Einwohnern, die aus dem osteuropäischen Raum zugewandert waren.

Er wird heute inkorrekt und als

vereinnahmender Begriff immer wieder ungeprüft als Bezeichnung über die gesamte Spandauer Vorstadt gestülpt. **1933-45** Das sogenannte „Scheunenviertel“ wird von den Nazis nach und nach von der jüdischen Bevölkerung „gesäubert“, deren Bewohner in Konzentrationslager deportiert und dort umgebracht, Pläne zum Abriß des Viertels entstehen, der beginnende II. Weltkrieg verhindert jedoch diese Vorhaben. ..Terror und Grauen, II.Weltkrieg..

9.November 1938 Der Reviervorsteher Wilhelm Krützfeld läßt den Brand in der Neuen Synagoge löschen, obgleich in ganz Deutschland nach dem Willen der Nazis die Synagogen brennen sollen (Progromnacht).

50 000 Juden werden in der Großen Hamburger Straße im jüdischen Altersheim gesammelt, ins KZ deportiert und dort umgebracht. Der Gedenkstein an dieses Verbrechen wurde wiederholt, zuletzt 1997 und 99 geschändet. Die ehrend erinnernde Plastikgruppe wurde von Will Lammert geschaffen. **1939-45** Dietrich Bonhoeffer, Pastor in der Zionkirche, stellt sich offen gegen die Nazis, wird ins KZ deportiert und wird **1945** dort umgebracht.

Nach 1945 Ca. 40 % der Altstadtbebauung sind kriegszerstört, aber die Spandauer Vorstadt ist in ihren historischen Straßenzügen unverändert erhalten geblieben, sie verfällt aber zunehmend weiter.

Schloß Monbijou, der Domherrenstift und die Holzkirche der englischen Gemeinde im Monbijoupark werden **A. der 50er Jahre** vollständig abgerissen, die Kuppel der Synagoge, die stark kriegsbeschädigt ist, wird abgetragen. Die Fassaden vieler Häuser, auch die der „Hackeschen Höfe“, werden „vom Stuck entfrachtet“, dem „Empfinden des neuen sozialistischen Menschen“ entsprechend umgestaltet. Am Weinbergsweg verschwinden die Reste der Theaterbauten (Wallhalla-Theater, Caros Lachbühne), der Volkspark am Weinbergsweg wird angelegt. Heinrich Heine erhält hier sein erstes Denkmal in Berlin, (Entwurf Waldemar Grzimek). Die DDR plant mit der Neube-

bauung des Alexanderplatzes weite Teile der Spandauer Vorstadt um die Mulackstraße in den **60er** Jahren abzureißen, Geldmangel stoppt die Pläne. Ab **1970** (Beginn des großen Wohnungsbauprogrammes in der DDR als sog. Hauptaufgabe) wird mit der Sanierung der Altbauten in den Vorstädten begonnen, Vorzeigegenden sind in Mitte erst der Arkonaplatz und später die Sophienstraße. Ab **1984** wird ein innerstädtischer Wohnungsbau in Plattenbauweise, zunächst nur auf Kriegslücken zu errichten, geplant und ausgeführt (Politbüro- und Ministerratsbeschluß), die unzureichende Rekonstruktion der Altbauten wird bis Anfang 1990 schleppend und man-

gelhaft fortgesetzt . **1984** wird die angeblich zweimillionste Wohnung (Neubau und Rekonstruktion) in der DDR im Rekonstruktionsgebiet am Arkonaplatz von E.Honecker überfeierlich eingeweiht. **1987** wird mit der 750-Jahr-Feier Berlins die Sophienstraße als „Handwerkerstraße“ fertiggestellt abgerechnet. G.Schabowski übernimmt die Abnahme. Ost- und Westberlin feiern getrennte Feste.

M. 1989 sind die Pläne für den Abriß von 700 Wohnungen rund um die Mulackstraße fertig und werden am 3.Oktober 89 offiziell vorgestellt. Die sog.„Mulakei“, spricht das „Scheunenviertel“, würde damit entgültig verschwinden. Hier sollten sechschossige Plattenbauten mit 1200 Wohnungen errichtet und dafür aber ein ganzes Altstadtquartier vernichtet werden. **3.Oktober 89** Widerstand gegen die Planungen regt sich, die Bürgerinitiative „Spandauer Vorstadt“ bildet sich noch im selben Monat.

Eigentlich sollte **im Jahre 1990** die 100%ige Erfüllung des Wohnungsbauprogrammes in der DDR auf dem anstehenden Parteitag verkündet werden. Dies fand nicht statt, weil die DDR zuvor aufhörte zu existieren. **Juni 1990** Die Spandauer Vorstadt wird zum Flächendenkmal erklärt und eine Erhaltungssatzung erstellt.

A. 1991 Über 30 Häuser sind in Mitte besetzt. An einem „Runden Tisch“ unter Wolfram Kempes Leitung werden Einzelmietverträge ausgehandelt, erste Genossenschaftsmodelle entstehen in der Bürgerinitiative und unter den Besetzern, die Häusern werden z.T.in das 25-Mio-Programm von **1990** (noch der Senat mit dem Magistrat) oder das Denkmalprogramm, vom Senat **1991** für die Spandauer Vorstadt beschlossen, einbezogen. Unter den ersten Besetzern ist Aljoscha Rompe von der bekannten DDR-Hardrockband

„Feeling B“, der sich für die Rosenthaler Str. 69 (der „Eimer“) stark engagierte.

1992 Das Flächendenkmal „Spandauer Vorstadt“ wird als Sanierungsgebiet formal festgeschrieben.

1994 wird auch die Rosenthaler Vorstadt endlich ein formales Sanierungsgebiet.

1995 wird die Neue Synagoge mit der rekonstruierten Hauptkuppel und neuem Inneren als Centrum Judaicum sowie Gedenkstätte fertig gestellt. **1996/7** Das „Toleranzdenkmal“ am Koppenplatz und das „Bonhoeffer-Denkmal“ an der Zionskirche werden aufgestellt und eingeweiht, beide wurden von Karl Biedermann bereits zur DDR-Zeit gestaltet.

2001 In der Spandauer Vorstadt gibt es mittlerweile mindestens 8000 Kneipenplätze....



Mit der Hand über'n Alexanderplatz, Den Pharusplan im Schube! New York-Berlin een eenz' ger Satz, `Rin in die jute Stube! Da habt ihr mich! Die Großstadt schreit: Neue Zeit! Neue Zeit! Neue Zeit!

Walter Mehring, 1921

